

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Merkwürdige Übersichten, Geschichten und Anekdoten alter und neuer
Zeit]

[urn:nbn:de:bsz:31-191750](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-191750)

Die Schweden vor Überlingen.

Erzählung von M. Barak.



Der Frühling des Jahres 1634 war kein schöner für die Bewohner des Bodenseegeftades. Der Krieg, der entseßliche dreißigjährige Krieg, wütete damals schon an sechzehn Jahre in den deutschen Landen und hatte gerade zu jener Zeit seinen Schauplatz auch in Süd-

deutschland und speziell am Bodensee; denn die Schweden unter dem Feldmarschall Horn hatten sich daselbst festgesetzt, und obgleich sie nach der im September des vorhergegangenen Jahres stattgehabten vergeblichen Belagerung der festen Stadt Konstanz abgezogen waren, so kamen sie doch nach Einnahme der Städte Memmingen, Kempten und Biberach plötzlich Anfangs April mit ansehnlicher Heeresmacht in die Seegegend zurück und durchstreiften nun fegend und brennend, brandschabend und plündernd — der Gepflogenheit der damaligen Kriegsführung gemäß — die herrlichen Gefilde des alten Linzgaus. Angst und Schrecken verbreitete sich da überall; denn wahrhaft schreckliche Dinge wurden berichtet von Mißhandlungen und qualvollen Ermordungen aller derer, die nicht gutwillig das Letzte gaben, was sie noch besaßen. Mit schwerer Sorge im Herzen sah man darum in der Gegend des Überlinger Sees dem Kommen der gefürchteten Feinde entgegen, denn aus ihrer Marschrichtung ließ sich schließen, daß sie es nunmehr auf die dort gelegenen Städte und Dörfer abgesehen hätten.

Besonders in Überlingen selbst herrschte große Aufregung, denn mit nur allzuviel Berechtigung nahm die Einwohnerschaft der freien Reichsstadt an, daß der Anmarsch der Schweden ihr gelte. Schon einmal zwar — vor zwei Jahren — hatten dieselben versucht, sich der Stadt durch Überrumpelung zu bemächtigen; aber damals war es nur eine schwache Abtheilung vom Heere Bernhards von Weimar gewesen, die diesen Versuch wagte, und mit leichter Mühe hatten darum die auf die festen Mauern und Türme geeilten tapferen Bürger den tollkühnen Angriff zurückgewiesen. Konnte man aber jetzt, wo ein ganzes Heer unter einem der berühmtesten Feldherren der damaligen Zeit anrückte, auf einen gleich günstigen Erfolg rechnen? Kaum war dies zu hoffen, und mancher hätte es deshalb lieber gesehen, wenn Bürgermeister und Rat gar nicht an Widerstand gedacht, sondern dem Feinde ohne

weiteres die Thore geöffnet hätten; denn die Stadt hatte außer einem von ihr angeworbenen Leutnant, Namens Stettmund, und 27 Soldaten keine Besatzung und — wie konnten die paar hundert wehrhaften Bürger auf die Dauer den vielen Tausenden des schwedischen Heeres Widerstand leisten?

Zu jenen, die — im geheimen wenigstens — der Ansicht zuneigten, es wäre klüger, sich ohne Kampf ins Unvermeidliche zu fügen und dem Feind die Stadt zu übergeben, gehörte auch der Bürgermeister, Herr Johann Christoph Fischer. Dies that er aber nicht etwa aus persönlicher Feigheit, denn er war trotz seiner 65 Jahre ein thatkräftiger, mutiger Mann: nein, sein einziger Beweggrund hiefür war die Sorge für das Wohl der Stadt, das er bei einem aussichtslosen Widerstand für ernstlich gefährdet hielt. Ausichtslos war aber seiner Meinung nach die Verteidigung der Stadt; denn wenn auch die Mauern und Türme, insbesondere der „Dammturm“ und der gewaltige „Galler“ an der Westseite, der „Rosenobel“ und der „St. Johannesturm“ im Osten und der „Wagsauter“ und der „Kesselbachturm“ im Norden der Stadt, fest wie Felsen, mit Geschütz wohlversehen und zudem durch vorliegende breite und tiefe Gräben gegen jeden Sturmangriff gesichert waren, so war eben doch im Falle einer Belagerung ein für die Verteidiger glücklicher Ausgang nicht zu erwarten; denn hiefür hätte es vor allem der sicheren oder auch nur möglichen Aussicht auf Entsatz durch ein kaiserliches Heer bedurft. Eine solche aber war keineswegs vorhanden. Der Kaiser befand sich in großer Bedrängnis, ohne ein starkes Angriffsheer und — selbst ohne einen fähigen Feldherrn. Denn der einzige, den er hatte, der gewaltige Wallenstein, war erst vor wenigen Wochen, am 25. Februar, als des Verrates und Eilverständnisses mit den Feinden des Reiches verdächtig, in Eger ermordet worden. Dessen Nachfolger im Kommando aber, der Erzherzog Ferdinand, oder vielmehr Gallas, der in dessen Namen befehligte, hatte alle Hände voll zu thun, um sich Bernhards von Weimar in Baiern und Baners in Böhmen zu erwehren: woher also hätte ein Entsatzheer kommen sollen?

Dies alles bedachte und erwog Herr Johann Christoph Fischer, der Bürgermeister von Überlingen, in seinem Innern, und aus obigen gewichtigen Gründen war er für widerstandsloses Öffnen

der Thore und Übergabe der Stadt an die langsam aber stetig näher kommenden Schweden. Auch mehrere Stadträte waren dieser Ansicht, und so war fast mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß in der auf den Morgen des 24. April anberaumten Ratsitzung der Antrag auf Kampfesenthaltung angenommen und die Übergabe der Stadt zum Beschluß erhoben würde.

Mit sehr geteilten Empfindungen sah man jedoch diesem ziemlich allgemein erwarteten Ratsbeschlusse innerhalb der Bürgerschaft selbst entgegen. Denn während die älteren Bürger naturgemäß die Ansicht ihres ebenso klugen als bedachtsamen Bürgermeisters teilten, waren die jüngeren ebenso naturgemäß für ein mutiges Zusammenstehen und Verteidigen der Stadt bis zum letzten Mann. Diese Ansicht fand viele Vertreter, besonders aber in dem Metzgergesellen Johann Kirchner, der mehrere Jahre in der Armee des Kaisers als Artillerieunteroffizier gedient hatte und vor kurzem erst, einer schweren Verwundung wegen, heimgekehrt war. Er kannte also den Krieg aus Erfahrung und wußte, daß die einst vielgerühmte Mannszucht der Schweden seit dem Tode ihres Heldenkönigs Gustav Adolf sich gar sehr gelockert hatte, und daß sie in eingenommenen Städten gerade so übel hausten wie — die Kaiserlichen. Darum hegte er auch nicht den geringsten Zweifel über das Schicksal seiner Vaterstadt, wenn sie in die Hände der Feinde fiel, und gerade deshalb sprach er überall laut und offen für den kräftigsten Widerstand und Kampf gegen die Schweden bis aufs Äußerste.

Solches war der Stand der Dinge am Sonntag den 23. April, 24 Stunden vor der auf 9 Uhr morgens anberaumten Ratsitzung, in welcher der endgültige Beschluß über die zu ergreifenden Maßregeln gefaßt werden sollte. Nach den letzten eingegangenen Nachrichten standen die Schweden in Pfullendorf, Denklingen und Illmensee, also immer noch einen guten Tagemarsch entfernt, und zudem lagen zwischen ihnen und der Stadt Überlingen mehrere Schlösser und Klöster, insbesondere die reiche Cisterzienserabtei Salem, an der die heutigen Feinde gewiß nicht ohne halt zu machen vorüberzogen; denn in Klöstern kehrten sie mit Vorliebe an, um Küche, Vorratskammern und Keller zu leeren und mitzunehmen, was sonst Wert hatte. Mit diesem Geschäfte des Ausräumens aber pflegten sie es gewöhnlich gründlich zu nehmen, und man glaubte deshalb in Überlingen, daß sicher noch etwa zwei bis drei Tage vergehen würden, bis die gefürchteten Feinde vor den Thoren erscheinen würden. Aber unerwartet kam es anders.

Eben hatte es 9 Uhr geschlagen, und kaum hatte sich die Einwohnerschaft der Stadt in den beiden Hauptkirchen, dem Münster und der Franziskanerklosterkirche versammelt, um das feierliche Hochamt und die Predigt zu hören: da jagte plötzlich Johann Kirchner auf schweißtriefendem Kofse die von Pfullendorf her führende Straße durchs Wiesthor und die „Krumme Bergstraße“ herab auf den Münsterplatz. Hier sprang er aus dem Sattel und eilte, ohne sich weiter um das abgetriebene Tier zu kümmern, direkt in den Münsterturm. Und einen Augenblick nachher erscholl in lauten, schrillen Tönen die sogenannte „Spitälerin“, die Sturmglocke nämlich, mittelst welcher damals schon Feuers- oder jede andere der Stadt drohende Gefahr verkündet wurde. Erschrocken unterbrach da der ehrwürdige Probst, Dr. Alexander Hildebrand, seine bereits begonnene Predigt, und alles, Männer, Weiber und Kinder, der Bürgermeister mit den um ihn versammelten Ratsheeren an der Spitze eilte heraus aus der Kirche auf den geräumigen Platz, und „wo brennt's?“ fragte eines das andere mit schreckensbleichem Munde und „wer hat die Sturmglocke gezogen?“

Da schwang sich Kirchner auf den Sockel des dort zwischen zwei prächtigen alten Linden stehenden Steinkreuzes, erhob Stille heischend die Hand und rief mit laut über den Platz schallender Stimme: „Bürgermeister, Räte und Einwohner unserer lieben Stadt, höret mich!“ Ringsum ward es daraufhin stille, daß man die Blätter der Bäume leise im Winde rauschen hörte, und alsbald, seine schöne stattliche Gestalt zu ihrer ganzen Höhe aufrichtend, fuhr der gewesene Kriegsmann also fort:

„Ich war es, der die Sturmglocke zog, denn schwere Gefahr droht unserer guten Stadt: die Schweden sind im Anmarsch gegen Überlingen begriffen!“

„Nun das wissen wir doch!“ rief ihm da unmutig der greise Ratsherr Philipp Dornsberger zu. Dessen Freund und Kollege aber, der als etwas heißblütig bekannte Herr Kaspar Kessering, fügte alsbald bei: „Deshalb nur, um uns diese Neuigkeit zu verkünden, hättet ihr die Predigt des hochwürdigen Herrn Probstes nicht mit eurem unzeitigen Sturmläuten zu unterbrechen nötig gehabt, — Gelschnabel, der ihr seid!“

Über das männlich schöne Gesicht des also Zurechtgewiesenen schoß eine rote Zorneswelle, aber er bezwang sich und rief den beiden Tadlern mit leichtem Anflug von Spott zu: „Verzeiht, hochwohlweise Herren, höret meine euch so unwichtig

scheinende Neuigkeit erst zu Ende, dann möget ihr mich meinewegen tabeln und beschimpfen, wenn euch die Lust hiezu nicht vergangen ist!"

Dornsberger murmelte etwas in den Bart, das wie "naseweis" klang, und Kessering schien nicht übel Lust zu haben, den "Selbschnabel" abermals gebührend zu rechtzuweisen, aber er kam nicht dazu, denn hunderte von Stimmen riefen: "Laßt ihn reden, ihr Herrn, zum Haderen habt ihr später Zeit!"

"Nun denn, so redet," rief nunmehr der Bürgermeister dem auf seinem erhöhten Standpunkt verbliebenen jungen Manne zu, "aber macht's kurz denn wir haben Wichtiges zu thun, als euch zuzuhören!"

"Das ist auch meine Meinung, Herr Bürgermeister", sprach jetzt der Geselle mit lauter Stimme, daß alle auf dem Plage Besindlichen ihn hören und verstehen konnten. "Hochwichtiges giebt's zu thun, denn nicht erst in drei Tagen, wie ihr anzunehmen beliebtet, sondern — in drei Stunden schon werden die Schweden vor unseren Thoren stehen!"

Bestürzung malte sich da auf den Mienen aller. "Weshalb vermutet ihr dies?" fragte der dem Überbringer der schlimmen Nachricht zunächst stehende Ratsherr Andreas Waibel.

"Ich vermute es nicht, sondern weiß es bestimmt", entgegnete Kirchner, "denn ich selbst sah sie von Hohenbodman*) aus, wohin ich heute in erster Morgenfrühe ritt, in drei Kolonnen gegen Überlingen heranrückten: die erste naht von Pfullendorf über Linz und Herdwangen, die zweite von Dentingen her über Gattenweiler und Altheim, die dritte aber von Illmenssee über den Heiligenberg und Salem!"

"Und dies alles wollt ihr von Hohenbodman aus gesehen haben?" rief Dornsberger ungläubig lächelnd aus. "Wie wäre dies möglich? Könnt ihr durch die Berge in die Thäler schauen?"

"Nein, Herr, das kann ich nicht," erwiderte ihm Kirchner ruhig; "aber wer, wie ich, Soldat gewesen und im Feld gestanden, der hat seine eigenen Werkzeuge, an denen er marschierende Truppen erkennt: hoch über die Berge aufwirbelnde Staubwolken zum Beispiel, und Laute, denen ihr wohl



von St.:

Da jagte plötzlich Johann Kirchner auf schweißtriefendem Rosse die von Pfullendorf herführende Straße daher durchs Wiesthor.

keinerlei Bedeutung beimessen würdet, die der Kriegsmann aber sofort als fernher durch die nächtliche Stille klingende Trommel- und Trompetensignale, Wiehern von Kavalleriepferden oder als das

*) Es ist dies der als prächtiger Aussichtspunkt bekannte, bei dem gleichnamigen Dörfchen gelegene alte Turm oberhalb Dwingen und nicht zu verwechseln mit Dorf und Ruine Bodman am See.

donnernde Rollen schwerer Last- und Kanonenwagen erkennt. Seht, Herr Stadtrat, dies alles habe ich heute in der Frühe auf dem Turme von Hohensobman wahrgenommen, und darum sage ich: in drei Stunden sind die Schweden hier!"

Banges Schweigen herrschte daraufhin ringsum. Endlich aber unterbrach der Bürgermeister die ängstliche Stille, indem er zu den um ihn versammelten Ratsverwandten sprach: „Was meint ihr nun, daß geschehen müsse, ihr Herren? Wir müssen rasch einen Beschluß fassen, denn wahrlich Gile thut not!"

„Meiner Meinung nach“ — begann jetzt der Ratsälteste, Herr Johann Georg Beck, ein hochangesehener und besonnener Mann, — „wenn es sich wirklich so verhält, wie Johann Kirchner sagt, und es keinem Zweifel unterliegt, daß der Feind von drei Seiten heranrückt, dann, ihr Herrn, scheint es mir das Klügste, den Führern der drei Heereshaufen Abgesandte entgegenzuschicken, unsere Unterwerfung anzuzeigen und um Schonung der Stadt zu bitten!"

Beifällig nickten die älteren Ratsherren dieser Meinungsäußerung ihres Oberältesten zu; unter den jüngeren Ratsverwandten aber und ebenso unter den in den vordersten Reihen stehenden Jungbürgern erhob sich erst leises, dann lauter und lauter werdendes mißfälliges Murren.

Da erhob Johann Kirchner abermals seine Stimme und rief dem „ehrenfesten, fürsichtigen und bedachtsamen“ Ratsoberältesten zu: „Verzeiht, Herr Ratsherr, wenn ich mich erdreiste, euren Rat nicht für den klügsten zu halten.“

„Nafeweiser Geselle!“ brauste da Kaspar Kessering wieder auf. „Wirst du wohl dem Alter die gebührende Ehrfurcht erweisen?"

„Die versage ich ihm nicht“, entgegnete Kirchner, „aber es wäre nicht das Klügste, sondern das Schlimmste, wenn wir thäten, was Herr Johann Georg Beck angeraten; denn die Unterwerfung und Übergabe der Stadt würde dieser in nichts zu gute kommen. Auch Pfullendorf hat sich, wie ein von dort geflüchteter Bürger mir berichtete, ohne Schwertschlag unterworfen und den Schweden die Thore geöffnet; dessenungeachtet aber brennt jetzt noch die von ihnen geplünderte und angezündete Stadt an allen vier Ecken!"

Ein Schrei des Schreckens tönte da aus dem Munde aller auf dem Platze Versammelten. Einige Frauen aber erhoben jammernd die Hände zum Himmel und riefen verzweifelt: „Allmächtiger Gott, wie wird es uns und unsern armen Kindern ergehen? Was sollen wir thun — was sollen wir thun?"

Da geschah etwas höchst Merkwürdiges. Eine hübschöne Jungfrau, die Tochter des Bürgermeisters, drängte sich vor zu dem Kreuze, auf dessen Sockel Johann Kirchner stand, und ehe man ihre Absicht erraten konnte, befand sie sich gleichfalls oben auf der anderen Seite des Kreuzstammes und rief mit lauter, das Jammern der Weiber übertönender Stimme: „Was ihr thun sollt, fragt ihr? Ich will es euch sagen!"

Erstaunt richtete jetzt alles die Blicke auf das schöne Mädchen, das mit hochgeröteten Wangen und mit im Feuer edelster Begeisterung strahlenden Augen neben Johann Kirchner stand. Auf's höchste überrascht aber sah der Bürgermeister selbst diesen ihm höchst unerwartet gekommenen Vorgang und mißbilligend rief er seiner Tochter zu: „Was thust du, Maria? Taceat mulier in ecclesia!* — Steige her ab!"

Die Jungfrau jedoch beachtete diese Mahnung nicht. Laut rief sie in die plötzlich wieder im Schweigen des Erstaunens stehende Menge: „Vernehmet aus meinem Munde, was ihr thun sollt, ihr Männer und Frauen Überlingens. Ihr sollt zu den Waffen greifen, die ihr das starke Geschlecht heißt, sollt auf die Mauern eisen und Heimat und Herd, Weib, Kind und die Religion verteidigen und — wenn es sein muß — als Helden sterben für diese höchsten eurer Güter! Ihr aber, ihr Frauen und Jungfrauen, sollt nicht weinen und jammern, sondern stark sein und euren Vätern, Gatten und Brüdern treulich Beistand leisten, wenn sie im heiligen Kampfe stehen, sollt die Verwundeten beiseite tragen, sie erquicken und laben oder — wenn es Gott der Herr so will — in ihrem letzten Kampfe ihnen zur Seite stehen, um sie zu trösten und mit ihnen zu beten. Ihr sollt ferner die Häuser schützen gegen die Brandgeschosse der Feinde, sollt Wasser tragen und jedes ausbrechende Feuer im Keime erstickend: das sollt ihr thun, ihr Männer von Überlingen, und — dies ist eure und meine Aufgabe, ihr Frauen und Jungfrauen, und mit Gott werden wir ihr gerecht werden!"

Ein unendlicher Jubel brach da los bei alt und jung bis in die fernsten Ecken und Winkel des Plazes, und selbst diejenigen, die bisher kleinmütig waren und verzagen wollten, erhoben ihr Herz und ihren Mut an den begeisternden Worten der schönen tapferen Jungfrau, die, stolz wie eine Siegesgöttin, den einen Arm wie schützend um den Kreuzestamm geschlungen, den andern hocherhoben da stand und

*) Das Weib schweige in der Versammlung.

strahlenden Blickes über die Menge schaute, um die Wirkung ihrer Worte zu erspähen.

Und sie konnte glücklicherweise nicht daran zweifeln, daß diese in der Brust von weitaus der Mehrzahl der Versammelten einen kräftigen Widerhall gefunden hatten. „Sie hat recht!“ rief es hier und dort unter den Männern. „Laßt uns kämpfen gegen die verhaßten Schweden, kämpfen für unsere heilige Religion, unsere Heimat und unsere Lieben!“ Die Frauen und Jungfrauen aber reichten ihren Gatten, Verlobten und Brüdern die Hand; und wenn sie auch ihren Gefühlen und Gedanken keinen lauten Ausdruck gaben, wie die Männer, so sah man ihnen doch an, daß sie bereit und ernstlich gewillt seien, das zu thun, was die Tochter des Bürgermeisters als ihre Aufgabe bezeichnet und als ihre Pflicht hingestellt hatte.

Dieser so allgemein kundgegebenen Willensmeinung gegenüber wagte niemand mehr eine gegenteilige Ansicht verklingen zu lassen. Durch Blitze und einige rasch gewechselte Worte verständigten sich die Ratsherren mit ihrem Oberhaupte, dem Bürgermeister. Dieser aber — ein riesengroßer Mann — der alle Anwesenden um Haupteslänge überragte und darum nicht nötig hatte, sich auf einen erhöhten Standpunkt zu stellen, um gesehen zu werden, erhob die Hand zum Zeichen, daß er sprechen wolle; und als hierauf Stille eintrat, rief er mit seiner markigen Bassstimme über die Köpfe der Versammelten hinweg:

„Ihr Söhne und Töchter unserer gemeinsamen lieben Vaterstadt, höret, was der Rat beschlossen hat und durch meinen Mund euch kundgibt. Angesichts der unserer Stadt drohenden schweren Gefahr

müssen alle Gefühle banger Sorge schweigen und nur eines darf zum Ausdruck gelangen: der Wunsch und der Wille, mutig, kräftig und entschlossen zu schützen und aufs äußerste zu verteidigen, was uns das Heiligste ist, die Heimat und die Religion. So erkläre ich denn kraft meines Amtes als Vorsteher der Stadt,



„Sie hat Recht!“ rief es hier und dort unten den Männern. „Laßt uns kämpfen!“

daß dem Angriff der Feinde Widerstand geleistet werden soll bis zum letzten Mann. Gott wird mit uns sein und unserer heiligen und gerechten Sache den Sieg verleihen!“

Wiederum erbrauste endloser Jubel nach dieser Ansprache des allgemein verehrten Stadthauptes, und als jetzt der ehrwürdige Probst Hildebrand unter dem offenstehenden Münsterportal erschien und segnend seine Hände über die Versammelten erhob, da

sanken alle auf die Knie und schworen mit hoherhobener Rechten: „Eher wollen wir Leib und Leben, Hab und Gut opfern, als dem Feind Eintritt in die Stadt gestatten, so wahr uns Gott helfe!“

„Amen!“ rief da der Probst und — „Amen!“ wiederholte die Menge, daß es mächtig wie ein feierlicher Akkord erklang und aufwärts über die Giebel der Häuser und das Dach des altherrwürdigen Münsters bis zu den Wolken drang, als wolle er den Himmel selbst zum Zeugen machen des festen, unumstößlichen Entschlusses aller, zu siegen oder zu sterben.

Auch Johann Kirchner und die neben ihm stehende Jungfrau Maria Fischer hatten mitgeschworen, und erleichtert atmeten beide auf, als das bekräftigende Amen erklungen und nunmehr das Ziel erreicht war, nach dem sie gestrebt hatten. Jetzt erst blickten sie sich in die Augen, und als Verfechter derselben Sache überkam es sie wie das Bewußtsein einer Art von Bundesgenossenschaft und Zusammengehörigkeit.

„Ich danke euch, vielehle Jungfrau, für euren so rechtzeitig gekommenen Beistand“, begann Kirchner, ehrerbietig sein Haupt vor Maria neigend. „Ohne ihn und eure zündenden Worte wäre es wahrlich nie gelungen, die Bürgerschaft und die Stadträte zu so raschem Entschluß zu bringen!“

Die Jungfrau lächelte. „Ihr schlagt, was ich that, zu hoch an“, sprach sie. „Ihr habt mehr gethan als ich, denn ihr habt den Stein ins Rollen gebracht, der nunmehr — wie ich zu Gott hoffe — die Feinde zerschmettern soll!“

„Das hoffe auch ich zuversichtlich!“ entgegnete der Gefelle mit blihenden Augen. „Wir werden uns — Dank der von euch entfachten allgemeinen Begeisterung — der Feinde erwehren und die Stadt retten! Aber um eines bitte ich euch, vielehle Jungfrau: sorget dafür, daß vonseiten der Frauen und Jungfrauen in Wirklichkeit geschieht, was ihr angeregt. Dann werden auch die Männer nicht zurückstehen, vielmehr doppelt freudig ihre Pflicht thun. Ihrer Frauen und Kinder, Bräute und Schwestern gedenkend werden sie sich in jeder zu bestehenden Gefahr ins Gedächtnis rufen, daß sie für diese kämpfend ihr Leben einsetzen für das Viebste, was sie auf Erden besitzen, und darum werden sie stark bleiben und niemals mutlos werden. Ich selbst aber“ — fuhr er etwas leiser werdend in innigem Tone fort — „ich, der ich ganz allein in der Welt stehe und weder Weib noch Kind, weder Braut noch Schwester habe, ich werde, wenn je mein Mut ins Wanken kommen sollte — eurer,

meiner tapferen Verbündeten, gedenken und mir dabei sagen, daß ich für euch kämpfe, Jungfrau Maria, für euch und euer Wohl — und ich schwöre euch, stark soll dann mein Herz bleiben, stark wie mein Arm — oder es soll brechen im Tode!“

Maria erröte tief bei diesen letzten, wie sie annahm, einer übermäßigen Bewunderung ihres bewiesenen Mutes entsprungenen Worten des jungen Mannes, aber sie zürnte ihm nicht darob. Lächelnd erwiderte sie: „Thut, wie ihr gesagt, Herr Johann — und Gott möge uns beistehen, daß wir beide — ihr den Männern, ich den Frauen und Jungfrauen — in der Erfüllung unserer Pflichten mit gutem Beispiel voranzugehen imstande sind zum Heile unserer teuren Stadt und zu unserem eigenen Wohle!“

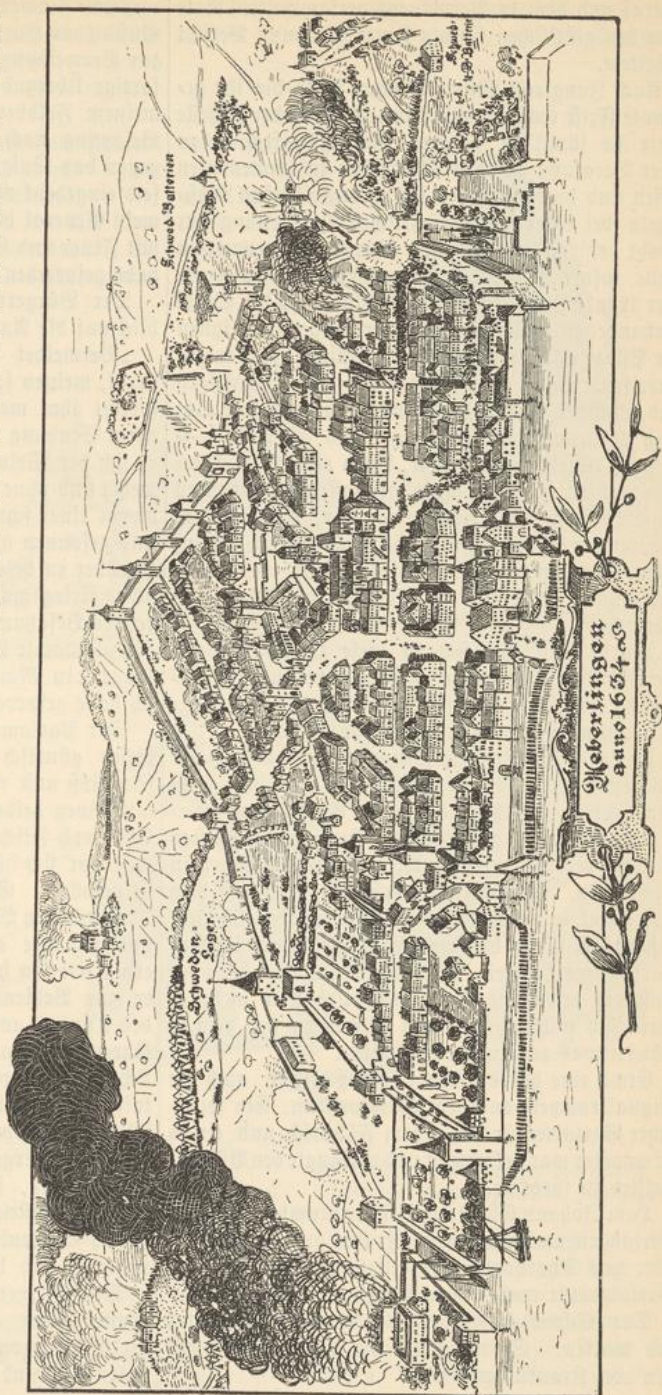
Mit diesen Worten reichte sie Kirchner die Hand, stieg herab von dem Steine und ging eilends hinweg.

Eine fieberhafte Tätigkeit begann nunmehr in der Stadt; jede Minute war ja kostbar und mußte zur Wehrhaftmachung der Bürgerschaft und zur Armierung der Mauern und Türme benützt werden. Glücklicherweise hatte in letzterer Beziehung nicht viel zu geschehen: sämtliches Mauerwerk war, wie bereits erwähnt, fest und stark, die Geschütze befanden sich auf schweren Lafetten im Innern der Türme, auf deren Plattform oder auf dem Wall hinter dem Mauerkranz an den für sie eingeschnittenen Lufen, und alles war im besten Zustande. Nur die Bedienungsmannschaft der Geschütze mußte aus den Reihen der Bürger ausgesucht und durch diese der gesamte Schießbedarf aus dem Zeughaus*) und den Pulvertürmen zu den Kanonen verbracht werden. Hierbei erwies sich nun der ehemalige Artillerieunteroffizier Johann Kirchner als eine vorzügliche organisatorische Kraft, die um so schätzenswerter war, als der einzige in der Stadt anwesende Offizier, der Infanterieleutnant Stettmund, hievon gar nichts verstand und überhaupt ein zwar tapferer, aber nur mäßig begabter Handegen war. Kirchner nahm daher das ganze Geschäft der Wehrhaftmachung mit soviel Umsicht in die Hand, daß schon nach Verlauf einiger Stunden — die Schweden übereilten glücklicherweise ihren Marsch nicht allzusehr — die „Kanoniere“ aus der Gesamtzahl von 378 wehrfähigen Bürgern ausgesucht, der Schieß-

*) Das Zeughaus stand in der jetzt noch nach ihm benannten Zeughausstraße, die aus der Christophstraße gegen den See führt; Pulvertürme aber hatte die Stadt zwei, einen den „Storchenturm“ am See (in der Nähe des Bahnhofs), den andern am oberen Eck der Stadt.

bedarf an Ort und Stelle verbracht und der Rest der Bürger mit Büchsen und Munition versehen hinter den Mauern aufgestellt war.

Inzwischen waren auch der Stadtrat und des Bürgermeisters patriotische Tochter nicht müßig gewesen. Ersterer hatte zunächst Sorge dafür getragen, daß sämtliche größeren und kleineren Schiffe oder Rähne, die in der Umgebung der Stadt vor Anker lagen, entweder in den Überlinger, durch eine starke Pfahreihe und eine Sperrkette geschützten Hafen verbracht oder aber mit Steinen beschwert in den See versenkt wurden, damit sie dem Feinde nicht gegen die Stadt dienlich und diese selbst von der Seeseite her gegen Überumpelung gesichert sein konnte. Sodann wurde die Verproviantierungsfrage erörtert und beschloffen, was immer nur an Lebensmitteln in der Umgegend aufzutreiben sei, aufzukaufen, in der Gred und anderen hiezu geeigneten Häusern unterzubringen und während der Belagerungszeit der Bürgerschaft je nach Bedarf abzugeben. Endlich aber wurde auf Antrag des fürsichtigen und bedachtsamen Rathsherrn Hans Nepomuk Schmid ein Gilbote mit einem Schreiben des Rates nach Konstanz entsendet, um von dem dortigen Kommandanten militärische Hilfe zu erbitten. Dieser Bote, ein Fischer Namens Ambros Mezmer, ruderte mittags 12 Uhr über den See nach Wallhausen, eilte von hier aus zu Fuß weiter über Dingelsdorf, Litzelstetten und Allmannsdorf nach Petershausen und gelangte um 3 Uhr an die Konstanzer Brücke und das Rheinthor. Auf seine Bitte wurde er eingelassen und zum Kommandanten der Besatzung verbracht, dem er das Schreiben des Rates übergab. Bereitwillig sagte der General die verlangte Hilfe zu, worauf Mezmer sich sofort wieder auf den Heimweg machte, glücklich um 7 Uhr in Überlingen



eintraf und dem in Permanenz versammelten Räte über den glücklichen Erfolg seiner Sendung Bericht erstattete.

Auch Jungfrau Maria Fischer hatte die ihr gegönnte Frist recht wohl benützt. Mittelfst der Schelle hatte sie sämtliche Frauen und Jungfrauen zu einer Beratung auf den Marktplatz zusammenrufen lassen und hier mit ihnen die zu ergreifenden Maßregeln bei einer voraussichtlichen Beschließung der Stadt besprochen. Man kam überein, im genannten Falle sofort sämtliche Kinder und ebenso greise oder kranke Personen in die gewölbten, in der Stadt vorhandenen Kellerräume zu verbringen und ihnen zur Pflege alle alten, aber noch rüstigen Frauen zuzuwiesen. Dann aber wurden die jungen, kräftigen und gesunden Frauen und Jungfrauen — eine alsbald vorgenommene Zählung ergab deren 392 — in zwei Abteilungen geteilt, deren eine die Bestimmung erhielt, die durch Brandgeschosse ausbrechenden Feuersbrünste in Keime zu ersticken, während der anderen die Aufgabe zufiel, die im Kampfe Verwundeten hinwegzutragen, ins Hospital zu verbringen und ihrer daselbst in sorgfamer Pflege zu warten.

Maria selbst ließ sich in diese zweite mit ungleich größerer persönlicher Gefahr verbundene Abteilung einreihen; sie wollte gleich hierin den zaghafteren mit gutem Beispiel vorangehen.

Unter diesen Vorbereitungen war es 5 Uhr geworden. Da plötzlich verkündete der auf dem Wagsanter, dem höchsten gegen Aufkirch zu gelegenen Turme, aufgestellte Beobachtungsposten mittelfst der Alarmtrompete, daß die Schweden in Sicht seien. Fast gleichzeitig ertönte auch auf dem Rosenobel, in der Nähe des Wiesthores, das Signal, daß von Altheim her der Feind gleichfalls im Anmarsch begriffen sei. Nur der von Salem her über Nußdorf erwartete Heeressteil blieb noch aus; er hatte sich wirklich mit dem Plündern der reichen Abtei etwas zu lange aufgehalten.

Etwa eine halbe Stunde später ertönte auch die Signaltrompete auf dem Wiestorturm. Ein feindlicher Parlamentär mit einem Fähnrich und einem Trompeter war gekommen und verlangte den Bürgermeister zu sprechen.

Herr Johann Christoph Fischer säumte nicht, dem Verlangen nachzukommen. Er trat auf die Gallerie über dem Thorbogen und fragte von hier aus den Parlamentär nach seinem Begehr.

Der Schwede ließ mit der Antwort nicht auf sich warten. Er entfaltete die blaue Fahne mit den drei Kronen und rief:

„Im Namen meines Generals, des Grafen Gustav von Horn, fordere ich als dessen Abgesandter zur Vermeidung unnötigen Blutvergießens die sofortige Übergabe der Stadt; denn recht wohl ist meinem Felsherrn bekannt, daß Überlingen keine Besatzung noch sonstige Mittel zur Verteidigung gegen das königlich schwedische Heer besitzt. Dessen seid eingedenk und öffnet die Thore, widrigenfalls mein General die Stadt mit Gewalt zu nehmen und mit Feuer und Schwert zu verheeren gedenkt. — Ich habe gesprochen!“

Der Bürgermeister befaß sich keinen Augenblick auf die Antwort.

„Vermeldet seiner Gnaden, eurem Herrn General, meinen schuldigen Respekt“ sprach er, „und sprecht ihm mein Bedauern aus, daß er sich mit eurer Sendung vergeblich bemüht habe; denn wenn er sich der Meinung hingiebt, die Stadt sei unbewehrt und ohne Verteidigungsmittel, so giebt er sich hierin einer schweren Täuschung hin. Wir Bürger sind gesonnen und gewillt, ihn bald eines Besseren hierüber zu belehren, indem wir wohlversehen mit allem Kriegsmaterial und unterstützt von einer zahlreichen Besatzung die Stadt zu verteidigen und gegen die zuge dachte Verwüstung zu schützen gedenken, so lange ein Mann heil und gesund bleibt. — Auch ich habe gesprochen!“

Der Parlamentär schien sichtlich überrascht von dieser gänzlich unerwarteten Erklärung, wandte sein Roß und ritt, ohne jede weitere Erwiderung, mit seinen beiden Begleitern hinweg. Herr Johann Christoph Fischer aber seufzte tief auf und sprach leise vor sich hin: „Iacta est alea — der Würfel ist gefallen. Gott möge alles zum Besten lenken!“

Mit diesen Worten stieg er herab von der Gallerie und gelangte auf die Straße. Johann Kirchner erwartete ihn hier an der Spitze der Kanoniere, die er zur Bedienung der beiden auf der Plattform des Turmes aufgestellten Geschütze ausgesucht hatte. Ehrerbietig trat der junge Mann, der sein bürgerliches Kleid wieder mit der Gewandung eines kaiserlichen Artillerieunteroffiziers und die leichte Mütze mit dem schweren Eisenhut vertauscht hatte, an den Bürgermeister heran. „Nehmet meinen Dank, Herr, für die kräftige Weise, in der ihr den übermütigen Schweden abgefertigt habt“, sprach er freudig erregt. „Ich denke, sein General wird sie sich hinter die Ohren schreiben!“

Der Bürgermeister nickte. „Ja,“ erwiderte er ernst, „aber — seine Antwort darauf wird er vielleicht schon in der nächsten Stunde mit dem ehernen Munde seiner Kanonen geben!“

„Seis darum, Herr Bürgermeister,“ rief Kirchner lachend. „Wir haben, Gott sei Dank, auch solche Mäuler und — ich stehe euch dafür — wenn ich das meinige gebrauche, so sollen die mir gegenüberstehenden bald verstummen!“

„Das thut auch not“, entgegnete Herr Johann Christoph unwillkürlich lächelnd, „denn — der Schwede hat gar viele und große Mäuler!“

„Nun, die Großmüligkeit wollen wir ihm schon abgewöhnen — nicht wahr, Kameraden?“ rief Kirchner abermals lachend und zu den Kanonieren gewendet. „Ja, das wollen wir“, antwortete einer von ihnen in gleich fröhlicher Weise. Wir haben auch ein gutes Mundwerk und wenn, die Seehafen, anfangen, ihre harte Sprache zu reden —“

„dann kommt ein anderer nicht leicht zu Wort!“ fiel ihm ein zweiter in die Rede.

Alles lohnte dem Sprecher den gemachten Witz mit schallendem, nicht endenwollendem Gelächter.

Der Bürgermeister aber nickte allen zum Abschied freundlich zu und sprach zu Kirchner, der ihn noch eine kurze Strecke Weges begleitete: „So ist's recht Johann! erhaltet mir die Leute nur immer bei gutem Mute; ich fürchte, sie werden ihn mit der Zeit sehr — sehr nötig haben!“

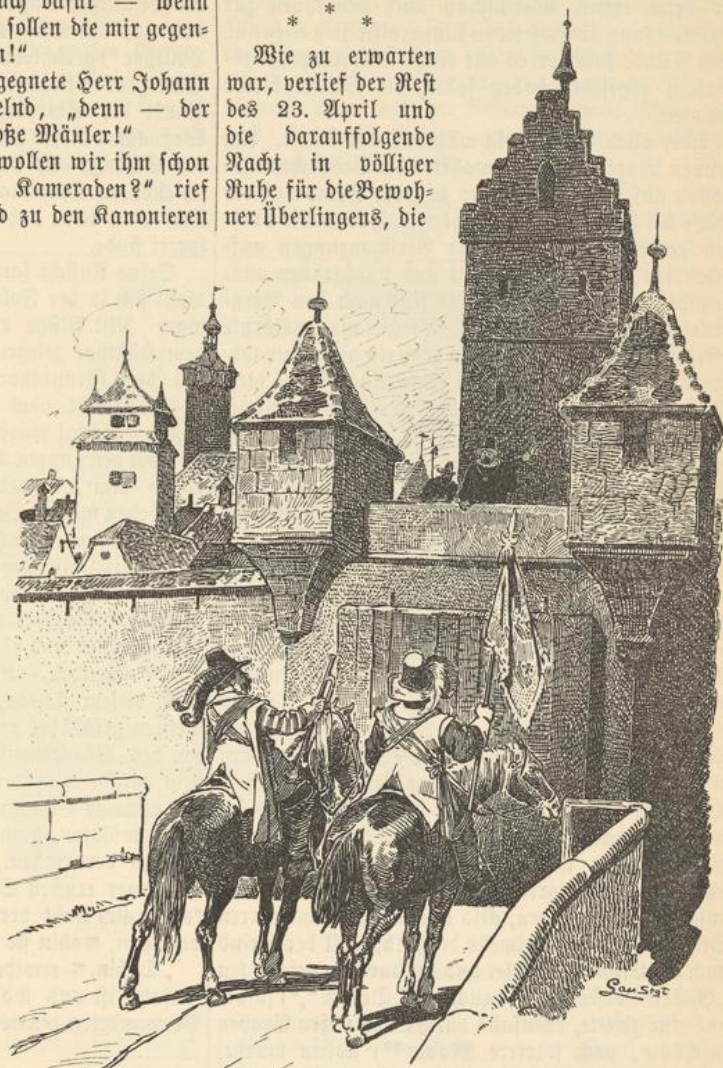
Mit diesen Worten reichte er dem jungen Mann die Hand und schritt hinweg zum Rathhause, in dessen prächtigem Saale die Mitglieder des Rates — Johann Georg Beck, Philipp Dornberger, Kaspar Kessering, Andreas Waibel, Jakobus Reutlinger, Hans Nepomuk Schmidt und die Vertreter der Geschlechter*) die Junker Jost von Freiburg, Eberhard von Leuchsenring, Adam von Pflummern, Jakob von Hahn und Engelbert Reichlin

*) Man verstand darunter den Stadtadel, die sogenannten Patricier.

von Melbegg — zur Entgegennahme seines Berichtes und weiteren Beratung versammelt waren.

* * *

Wie zu erwarten war, verlief der Rest des 23. April und die darauffolgende Nacht in völliger Ruhe für die Bewohner Überlingens, die



Wir Bürger sind gesonnen und gewillt, ihn bald eines Besseren hierüber zu belehren.

um die Mannschaften nicht vorzeitig durch Nachtwachen zu ermüden, sich darauf beschränkten, auf den Mauern einzelne Wachtposten aufzustellen und von Zeit zu Zeit Patrouillen gegen den Feind zu senden, um dessen Thun und Treiben zu erforschen. Alle übrige Mannschaft ruhte

angekleidet, das Gewehr im Arm, auf Stroh in den der Stadtmauer nächstgelegenen Häusern, so daß sie beim ersten Alarmschuß nach den ihnen zur Verteidigung überwiesenen Mauerdistrikten eilen und dem Feind, falls er es auf einen Überraschungsversuch abgesehen haben sollte, die Stirne bieten konnten.

Aber alles blieb ruhig während der Nacht. Am frühen Morgen jedoch gewährten die Beobachtungsposten auf dem Wagsaute, daß der Feind auf der Höhe bei Aulfkirch vor der ganzen Front der dort hin gewendeten Stadtmauer Verschanzungen aufgeworfen, Batterien gebaut und Laufgräben ausgehoben hatte, Arbeiten, die jetzt auch den Berg rücken hinab, seewärts nach dem sogenannten Hörnle fortgesetzt wurden. Es schien deshalb nicht unwahrscheinlich, daß die Schweden ihren Angriff auf diese Stadtseite richten würden. Auf den hierüber eingelaufenen Bericht beschloß daher der Rat, das außerhalb der Stadtmauer beim Grundthor gelegene Kapuzinerkloster niederzubrennen, damit der Feind daselbst keinen Stützpunkt fassen und eine gegen die Geschosse der Belagerten geschützte Stellung beziehen könne. Dieser Beschluß wurde auch auf Vorschlag des Leutnant Stettmund sofort ausgeführt und zwar gegen die Meinung Kirchners, der ebenfalls in den Kriegsrat berufen worden war. Der erfahrene Artillerist war nämlich der Ansicht, daß man auf dieser Seite wohl eine Beschießung, nicht aber einen Sturmangriff zu erwarten habe; denn der Feind würde sich hiefür nicht die stärkste, sondern die schwächste Seite der Befestigungswerke aussuchen. Als stärkste Seite aber müsse die nördliche und die westliche angesehen werden, nicht allein wegen des hier besonders tief und breit in den Berg eingeschnittenen Stadtgrabens und der versenkten, von außen nicht sichtbaren, also auch nicht beschießbaren Stadtmauer, als vielmehr deshalb, weil der Feind nach der Einnahme dieser und der durch sie geschützten „Galler-Vorstadt“, wie auch des „Dorfes“,*) sofort auf eine zweite, ebenfalls durch einen tiefen Graben geschützte, noch stärkere Mauer**) stoßen würde, deren Einnahme mit ungleich größeren Schwierig-

*) Die Stadt bestand damals schon, wie heutzutage noch, aus: 1) der „Alt- oder Unterstadt“, zunächst am See, 2) dem „Dorf“, dem bergan in nördlicher Richtung zwischen den beiden Stadtmauern gelegenen Teil, und 3) der „Galler-Vorstadt“, dem westlich vor der Mauer, damals größtenteils aus Fischerhäusern bestehenden Stadtteil.

**) Sie zog sich vom See durch die heutige Grabenstraße den Berg hinauf bis zum Varfüßerthor und von hier weiter bis zum Rosenobelturm. In ihrem ganzen zweiten Teile steht sie heute noch.

keiten verbunden wäre, als die bei der ersten erfahrenen. Seiner Meinung nach würde deshalb ein förmlicher Angriff mit nachfolgendem Sturme nur auf die Südostseite der Stadt und auf das Hüllthor*) gerichtet werden; denn trotz der vor dem Stadtgraben liegenden Schanze sei hier der schwächste Punkt der Stadtbefestigung, da der Feind nach Wegnahme dieser nur aus einem Erdwerk bestehenden Schanze und nach Niederlegung der leicht beschießbaren Stadtmauer den Weg zur Stadt offen und durch keine dahinterliegende zweite Mauer gesperrt finde.

Seine Ansicht fand nicht ungeteilten Beifall, obwohl sich in der Folge zeigte, daß sie die richtige war. Mit Mühe nur setzte er durch, daß die vor dem Hüllthor gelegenen Gebäulichkeiten, gleich dem vor dem Grundthor befindlichen Kapuzinerkloster in der Nacht vom 24. zum 25. April ebenfalls niedergebrannt wurden.

Noch den ganzen 24. April über herrschte Waffenruhe. Am 25. aber in der Frühe begannen die Schweden mit der Beschießung der Stadt und fingen gleichzeitig an, wie Johann Kirchner vorausgesehen hatte, mit zwei schweren, auf der Anhöhe oberhalb der Mühlen — dem „Mühlberg“ — aufgestellten Geschützen den Pulverturm am oberen Eck der Stadt zu beschießen und ebenso ihr Feuer gegen das Hüllthor zu wenden. Kirchner eilte beim ersten Schuß nach diesem Thore, das nach seiner Ansicht am meisten gefährdet erschien. Sein Weg führte ihn an des Bürgermeisters Wohnhaus vorüber, aus dem gerade Maria um drei andern Mädchen trat, um etwaige Verwundete mittelst Tragbahnen nach den gewölbten, bombensicheren Räumen des Hospitals zu verbringen. Johann hatte die Jungfrau seit jener ersten Stunde nicht wieder gesehen; er konnte sich nicht verlagern, sie zu begrüßen und zu befragen, wohin sie sich zu wenden beabsichtige.

„Dahin,“ erwiderte Maria, „wo die größte Gefahr ist und wo es voraussichtlich die meisten Verwundeten hinwegzubringen giebt!“

*) Das Hüllthor schloß die heutige Heldenstraße nach der (gleichfalls heutigen) Mühlenstraße gegen Rusbdorf zu ab. Der Name hat übrigens durchaus nichts mit der „Hölle“ zu thun; er kommt vielmehr von „Halde“ oder — wie man am See sagt — „Hälde“ und bezeichnet somit — das an der Halde gelegene Thor“. Aus diesem „Hälde“ wurde im Volksmund „Hälle“ und mit der Zeit „Hölle“. Man würde daher die jetzige, offenbar nach dem Thor benannte „Heldenstraße“ (die übrigens früher auch „Höllgasse“ hieß) besser „Häldestraße“ schreiben. Das Hüllthor selbst wurde 1798, als die Stadt aufhörte Festung zu sein, mit anderen Fortifikationen abgebrochen.

Kirchner dachte einen Augenblick nach. „So kommt mit mir, Jungfrau Maria“, sprach er sodann. „Ich bin im Begriff, an den Ort zu gehen, wo meiner Meinung nach — wenn auch nicht sogleich, doch sicher in der nächsten Zeit — die größte Gefahr herrschen wird. „Aber“ — fügte er in einem Tone bei, dessen Wärme ihr unwillkürlich zu Herzen drang — „ich bitte euch inständigst, denkt dort auch ein wenig an euch selbst und setzt euch nicht zu sehr den feindlichen Geschossen aus! Bedenkt, wenn ihr selbst verwundet oder gar getötet würdet, so müßten wohl viele — viele verwundete eurer milden, sorgfamen Pflege und — wenn es ans Sterben ginge — eures Gebetes entbehren. Dessen seid eingedenk und — auf die Erhaltung eures Lebens bedacht! Wollt ihr mir dies versprechen?“

Frei erhob sie das Auge zu ihm, reichte ihm die Hand und sagte:

„Ja!“

Leise drückte er ihre Hand.

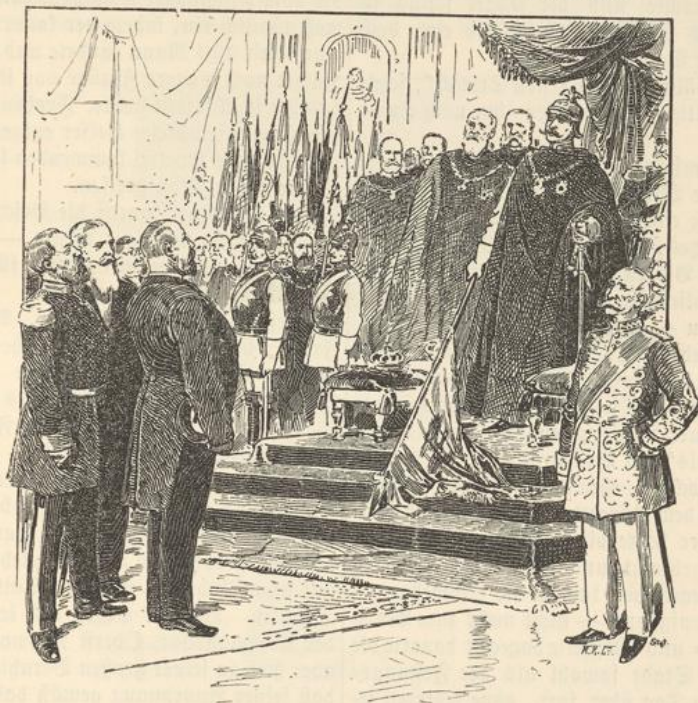
„Und wenn es Gott so wollte“, fuhr er fort, wenn es sein heiliger Beschluß wäre, daß — ich selbst zu Tode getroffen würde, wolltet ihr mir dann euren Beistand gewähren und in meinem letzten Augenblicke um mich sein? O ich würde es schmerzlich empfinden, wenn eine andere Hand als die eure mir das Haupt auf meinen letzten Pfühl bettete!“

Ihre Hand zitterte in der seinigen, aber mit fester

Stimme erwiderte sie: „So wahr mir Gott helfe, ich will es thun!“

„So kommt!“ sprach er, und vorausschreitend führte er sie zum Hülltor, das bereits von mehreren Schüssen getroffen war. Hier verabschiedete er sich und stieg eiligst empor zur Plattform des Thorturmes, wo er von der Bedienungsmannschaft der auch hier aufgestellten zwei schweren Geschütze freudig begrüßt wurde.

König von Sachsen.
Großherzog von Baden. Prinzreg. von Bayern.
Deutscher Kaiser.



Präsident v. Levekov. v. Buel, Präsident.
Führ. v. Stumm.

Fürst Hohenzollern, Reichskanzler.

Die 25jährige Jubelfeier der Begründung des deutschen Kaiserreiches im weißen Saale des königl. Schlosses zu Berlin am 18. Januar 1896.

Kugel dem Rohre und schlug mitten in die Laffette eines der feindlichen Geschütze, daß dieses selbst zerschmettert zu Boden sank.

Ein Jubelruf der Bürgerkanoniere begrüßte die deutlich sichtbare Wirkung des glücklichen Schusses. Kirchner aber sprach: „Ein guter Anfang wahrlich — einem der Schreihälse ist das Maul gestopft. Nun laßt uns an den andern gehen!“

Rasch, während das abgefeuerte neuerdings ge-

Mit einem Scherzwort richtete er die bereits etwas Bangenden wieder auf. „Was habt ihr Kameraden?“ rief er ihnen zu. „Machen die beiden Schreihälse auf dem Mühlberge euch Sorge? Dann ist's Zeit, ein Wörtchen mit ihnen zu reden!“

Mit diesen Worten trat er an eines der Geschütze, richtete es scharf ein auf die feindliche Batterie, hielt dann die brennende Lunte ans Zündloch und — mit einem betäubenden Knall entstog die schwere

laden wurde, trat er zum zweiten Geschütz, richtete es, — aber bevor er es abfeuern konnte, krachte das feindliche und mit furchtbarer Gewalt traf die Vollkugel den Turm, daß er erbebte und in seinen Grundfesten zu wanken schien.

Betroffen sahen die Bürger einander an, Kirchner aber lachte.

„Hoho, das habt ihr schlecht gemacht, ihr Herren Schweden“, rief er lustig. „Viel zu tief gehalten! Nun kommen wir an die Reihe; laßt sehen, ob wir's nicht besser können!“

Der Schuß krachte und die Kugel schlug in nächster Nähe des feindlichen Geschützes ein, doch ohne diesem selbst Schaden zuzufügen.

„Kein Baum fällt auf den ersten Streich“, sagte Kirchner gleichmütig, „wir wollen ihm noch einige versetzen!“

Schuß auf Schuß folgte nun, doch ohne nennenswerte gegenseitige Wirkung. Eine der feindlichen Kugeln jedoch riß einen Splitter von der Lafette des einen Geschützes, der einem der Bürger tief in die Seite drang. Blutend sank er nieder. Erschreckt zuckten die heilgebliebenen zusammen; Kirchner aber befahl ruhig, ihn — den ersten Verwundeten — hinabzutragen und der Tochter des Bürgermeisters zur Beförderung ins Hospital zu übergeben. Dann richtete er kaltblütig wie stets seither das beschädigte Geschütz, gab Feuer und jetzt endlich lag auch der zweite „Schreihals“ am Boden.

Der unerfrockene ehemalige Artillerieunteroffizier hatte sein dem Bürgermeister gegebenes Versprechen gelöst; er hatte die feindlichen „Mäuler“ zum Schweigen gebracht, und „der harten Sprache der Seehasen“ gegenüber kamen die Schweden — für diesen Tag wenigstens — nicht mehr zum Wort.

Auf der Nord- und Westseite dagegen dauerte die Beschießung der Stadt sowohl als der Festungswerke den ganzen Tag über fort, ohne letzteren jedoch, wie bei ihrer günstigen Anlage voranzusehen war, Schaden zuzufügen.

Der Abend mit seinem einbrechenden Dunkel setzte dem beiderseitigen Feuern ein Ziel. Geräuschvolle Tätigkeit in den schwedischen Positionen, besonders auf der Südostseite der Stadt, ließen jedoch auf die Vorbereitung einer neuen und noch kräftigeren Beschießung für den folgenden Tag schließen. Kirchner that daher alles, was möglich war, um einer solchen nicht minder kräftig zu begegnen. Er ließ von den wenigen im Zeughaus noch vorhandenen Reservegeschützen zwei Stück hinter den Mauertranz rechts und links vom Höllthorturm aufstellen und ordnete gleichzeitig die gänzliche Räumung des

Pulverturms am oberen Eck an; denn er sah voraus, daß die Schweden diesen hauptsächlich unter Feuer nehmen würden, weil eine Explosion des darin aufgehäuften Pulvers die Städter nicht allein ihres Schießbedarfs beraubt, sondern auch die angrenzenden Mauern und den nächstgelegenen Stadtteil in Trümmer gelegt hätte. Wie klug Kirchner hiermit gehandelt hatte, sollte sich gar bald zeigen.

Im schließenden Dunkel der gleichen Nacht vollzog sich übrigens ein Ereignis, das die Zuversicht der Bürger auf den endlichen Sieg auf's höchste hob: die vom Konstanzer Kommandanten zugesagte Hilfe traf nämlich ein, indem der kaiserliche Oberst Neumann mit 250 Mann landete und für die folgenden Nächte noch weitere Zugänge von Konstanz und Lindau her in Aussicht stellte. Frohen Herzens sah man dem Eintreffen dieser Helfer entgegen; keine Sorge vor den ohne Zweifel kommenden schweren Kämpfen konnte darin Platz greifen.

Am 26. April wurde die Beschießung — jedoch in unerwartet mäßiger Weise — fortgesetzt: die Schweden schienen ihre Kraft für einen späteren Hauptschlag sparen zu wollen.

Dieser blieb auch nicht aus. Am 27., in erster Frühe, begannen die schwedischen Geschütze einen solchen Hagel von Geschossen auf Stadt und Festungswerke zu speien, daß es schien, „als ob“ — wie es in dem an den Kaiser Ferdinand II. hierüber erstatteten Bericht heißt — „die ganze Stadt zertrümmert und die Einwohner unter ihren zusammenstürzenden Häusern begraben werden sollten“. Insbesondere das Höllthor, die angrenzende Mauer und der Pulverturm wurden wieder von einer neuen auf dem Mühlberg erbauten Batterie furchtbar zugerichtet. Besorgt wegen des letzteren eilte daher der Kommandant, Oberst Neumann, herbei, erfuhr aber hier zu seiner großen Beruhigung von Kirchner daß seiner Anordnung gemäß das Pulver aus dem gefährdeten Turm entfernt, eine Explosionsgefahr somit ausgeschlossen sei.

Neumann atmete sichtlich erleichtert auf bei dieser Nachricht. „Das habt ihr gut gemacht!“ rief er ihm zu. „Wahrlich, ohne eure Fürsicht läge jetzt wohl Thor und Mauer nebst der halben Stadt in Trümmern! Haltet übrigens nur gehörig die Augen offen, denn — wenn irgendwo — so wird hier der Feind einen Sturmangriff versuchen; ich werde daher sofort für Sukturs sorgen!“

Er ritt hinweg und kurze Zeit nachher kam eine 50 Mann starke Abteilung Musketiere unter Führung des Leutnants Franz von Bodman, der, dem am See ansässigen freiherrlichen Geschlechte von Bodman

entsprossen, seit kurzem erst in kaiserliche Dienste getreten und ganz erfüllt von dem Wunsche war, sich seinen altberühmten Ahnen gleich vor dem Feinde auszeichnen zu können. Die Gelegenheit hiezu sollte ihm bald werden.

Fort und fort schlugen inzwischen die Brandgeschosse in die Stadt. Ohne Zweifel wollten die Schweden hierdurch die Bürger nötigen, die Mauern zu verlassen und ihre Thätigkeit auf das Bösen der ausbrechenden Brände zu beschränken. Aber Dank dem Opfermuth der Frauen kam nirgends ein solcher zum Ausbruch. Nichtachtend der damit verbundenen Gefahr standen sie mit Kübeln versehen

an den Brunnen auf den Plätzen

und in den

Straßen der

Stadt und verfolgten wach-

samen Auges den

Flug der glühenden

Kugeln, und wo immer eine

solche einschlug; gleich waren drei

bis vier Frauen oder bisweilen

kaum der Kindheit entwachsene

Mädchen bei der Hand, um mittelst

aufgegoßenen Wassers jede

Feuersgefahr zu beseitigen. Davon

aber, daß die Frauen es waren, die diese

gefährvolle

Thätigkeit aus-

übten, hatten die Schweden keine Ahnung; sie

glaubten vielmehr, daß ihre Absicht erreicht, die

Bürger von den Mauern entfernt und diese selbst

von Verteidigern entblößt seien. Nachdem daher

ihre Batterie auf dem Mühlberg durch wohlgezieltes

Feuer nicht nur die schwache Besatzung der vor dem

Höllthor gelegenen Schanze zum Rückzug genötigt,

sondern auch den Thorturm eingestürzt und eine

große Bresche in die Mauer gelegt hatte, befahl

der schwedische Oberfeldherr den lange schon vor-

bereiteten Sturmangriff auf das Thor.

Unaufhaltsam, einer Windsbraut gleich, brach

jetzt die bisher hinter den Trümmern der abgebrannten Mühlengebäulichkeiten versteckt gehaltene Sturmkolonne vor und gelangte auch glücklich an den mit Trümmern des eingestürzten Thorturms angefüllten Graben. Da plötzlich schlugen die Bollkugeln der beiden von Kirchner hinter den Mauerkranz verbrachten Geschütze in ihre Reihen und jeder Schuß riß Duzende nieder.

Einen Moment stukten die Angreifer. Dann sprangen die Vordersten in den Graben und versuchten mittelst mitgebrachter Sturmleitern die jenseitige Wand zu ersteigen und zur Bresche zu gelangen. Aber der Versuch bekam ihnen übel. Franz von

Bodman führte

seine Musketiery

an die Bresche

und sobald einer

der Feinde nur

den Kopf über

den Grabenrand

erhob, wurde

er durch einen

wohlgezielten

Schuß in den

Graben zurück

gestürzt. Einen

Offizier aber,

dem es gleich-

wohl gelang,

innerhalb der

Bresche festen

Fuß zu fassen,

schmetterte Bod-

mans scharfes

Schwert gerade

in dem Moment

nieder, als er



„Blutend sank er nieder.“

Gleichzeitig fuhren Kirchners Geschütze fort, Tod und Verderben in den Reihen der jenseits des Grabens stehenden Kolonne zu verbreiten, so daß binnen kurzem Hunderte am Boden lagen und, wer noch heil war, von Schreck und Entsetzen erfaßt sich zu eiliger Flucht wandte.

An 1000 Tote und Verwundete hatte der mißlungene Sturmversuch die Schweden gekostet, aber — auch gar mancher der tapferen Überlinger Bürger war in der Verteidigung von Heimat und Herd getödtet oder verwundet worden.

Zu den letzteren — und zwar zur Zahl der

Schwerverwundeten — gehörte leider auch der tapfere Oberst Neumann und — der Metzgergefelle Kirchner. Im Begriffe, eines der beiden den Schweden so verderblichen Geschütze abzufeuern, war der letztgenannte von einem durch eine Vollkugel losgesprengten Mauerstein mit solcher Wucht an den Kopf getroffen worden, daß er wortlos, mit Blut überströmt, zu Boden gesunken war.

Maria, die wie alle die Tage her mit einigen anderen Frauen und Mädchen am Höllthor sich eingefunden hatte, um daselbst ihres gefährvollen Samariterdienstes zu walten, hatte ihn stürzen sehen und — schreckensbleich, nichtachtend der sie umsaufenden Geschosse, war sie hingeeilt zu der Stelle, wo er lag, der schöne stattliche Mann — eine Eiche, die der Blitz zerfchmettert. Mit zitternder Hand löste sie den schweren Eisenhut, der, vom Steine platt gedrückt und zerbrochen, ihm zwar Schutz gewährt, aber gleichwohl mit seiner scharfen Kante eine tiefe, vom Ohr nach dem Hinterkopf sich ziehende Wunde beigebracht hatte. Wie ein Brunnlein rieselte das Blut aus dem klaffenden Spalt — der tapfere Gefelle schien tot zu sein. Da plöblich hob sich des Verwundeten Brust, und ein Seufzer entfloß seinem Munde — es war noch Leben in ihm — vielleicht war er noch zu retten!

Hastig bettete Maria den Körper des gänzlich Bewußtlosen auf ihre mitgebrachte Tragbahre und trug ihn mit Hilfe einer ihrer herbeigerufenen Genossinnen ins Hospital zu ihrem daselbst als Arzt seines Amtes waltenden Oheim, dem hochgelehrten Dr. Ignaz Waldmüller, einem der berühmtesten Chirurgen seiner Zeit.

Auf Marias Bitte nahm dieser sogleich eine Untersuchung der schweren Verletzung vor. Sie dauerte lange unter brückerndem, beängstigendem Schweigen. Endlich aber erhob der Arzt den Kopf. „Der hat einen harten Schädel“, sprach er. „Mit Gottes Hilfe wird er wieder heil werden, aber lange wirds dauern, bis er die schwere Gehirnerschütterung, unter der er hauptsächlich leidet, überwunden hat und — sorgsamster Pflege bedarf er; hat er Mutter oder Schwester, die ihm solche Spenden können? Unser Personal reicht ja hiefür bei weitem nicht aus!“

„Ich“ — rief da die Jungfrau mit leuchtenden Blicken aus, „ich werde seine Pflege übernehmen!“

„Du, Maria?“ fragte Waldmüller erstaunt. „Was ist er dir?“

„Ein Tapferer“ erwiderte sie, „dem ich, für den Fall daß er verwundet würde, meine per-

sönliche Pflege gelobt habe. Dies mein Versprechen will ich halten!“

Der Doktor nickte ihr freundlich zu und entfernte sich, um einem neu angekommenen Verwundeten Hilfe zu leisten. Maria aber setzte sich an der Lagerstätte des noch immer Bewußtlosen nieder und begann der ärztlichen Verordnung gemäß dessen glühende Stirne mit Wasser-Umschlägen zu kühlen. Emsig, alle paar Minuten wechselnd, fuhr sie mit dieser Arbeit fort, ohne ihre Aufmerksamkeit auf irgend etwas anderes zu wenden.

Nur einmal faltete sie zwischen hinein die Hände und betete inbrünstig zum Himmel empor: „Herr, mein Gott, segne mein Thun und gieb, daß ich ihn rette! — Amen!“

* * *

Mehr als vierzehn Tage waren seit Johann Kirchners Verwundung vergangen und mit ihnen eine schwere, entsetzlich schwere Zeit für die unglückliche Stadt Überlingen. Der heftigen Beschießung des 27. April waren seither täglich noch heftigere und jenem gefährlichen Sturm auf das Höllthor zwei weitere, noch gefährlichere — am 28. und 29. April — auf das gleiche Thor nachgefolgt. Aber der Erfolg dieser beiden, mit großer Machtentfaltung unternommenen Angriffe war der gleiche geblieben wie jener des 27. April: sie waren von der tapferen Bürgerfchar und den ihr wiederholt von Konstanz und Linbau zugesandten Hilfstruppen unter dem Oberbefehl des an Stelle Neumanns, der noch auf dem Transport ins Hospital gestorben war, zum Kommandanten ernannten Oberstleutnant von Horrich zurückgeschlagen worden. Stolz konnten die Überlinger nach diesem dritten abgewiesenen Sturmangriff sagen: „Zu Konstanz haben die Schweden nicht ins Paradies*) und bei uns nicht in die Hölle kommen können!“

Der schwedische Feldherr wagte nach diesem dritten abgeschlagenen Sturm keinen neuen mehr; aber aufs äußerste erbittert über diesen ungeahnt zähen Widerstand der trostigen Bürger fuhr er fort, die Stadt in den nächstfolgenden Maitagen in grausamster Weise beschießen zu lassen: wenn er denn doch nicht imstande war, sie einzunehmen, so sollte sie wenigstens in einen Schutthaufen verwandelt werden. Doch wengleich der Rosenobel-, der Wagfauter- und der Kesselbachturm in sich zusammenzustürzen drohten und die Mauer beim Höllthor und dieses selbst in Trümmern lagen: den Heldennut der vorher so gering geachteten „Städter“ vermochte er

*) Der Konstanzner Stadtheil, auf den die Schweden ihren Angriff richteten, heißt heute noch „das Paradies“.

doch nicht zu brechen. Eine neue Mauer wurde hinter der niedergelegten errichtet, die Türme ausgebessert und an die Stelle der zerschossenen neue Kanonen gebracht, die das Feuer der feindlichen Batterien mit solcher Kraft erwiderten, daß mehrere davon zum Schweigen gebracht und dem Belagerungsheere selbst noch weiterer ungeheurer Schaden zugefügt wurde.

Da endlich, am 15. Mai, ließ Horn auf der ganzen Linie das Feuer einstellen. In der nächstfolgenden Nacht aber bemerkten die Belagerten eine ungewöhnliche Bewegung im Lager der Schweden, und als sie am anbrechenden Morgen erwartungsvoll Ausschau von den Türmen vornahmen — war das ganze Belagerungsheer verschwunden. Der langen, mit so großen Opfern verbundenen Belagerung müde, hatte der schwedische Feldherr diese aufgehoben und war nordostwärts hinweggezogen.

Zubelnd eilte jetzt alles vor die Thore, um sich von der Wahrheit dessen, was man kaum zu hoffen gewagt hatte, zu überzeugen. Vom Münsterthurm aber ertönten — zum erstenmale wieder nach langer Zeit — in feierlichem Klange die Glocken und

riefen alt und jung zur Kirche, um dem Herrn der Heerschaaren für sein gnädiges Walten zu danken. Und als der ehrwürdige Probst Hilbrand zum Schlusse des Gottesdienstes mit vor Rührung zitternder Stimme das „Te Deum laudamus“ sang, da blieb kein Auge thränenleer, und in brausenden Klängen schwang sich der Gesang zum Himmel empor:

„Großer Gott, wir loben Dich,
Herr, wir preisen deine Stärke!“ —

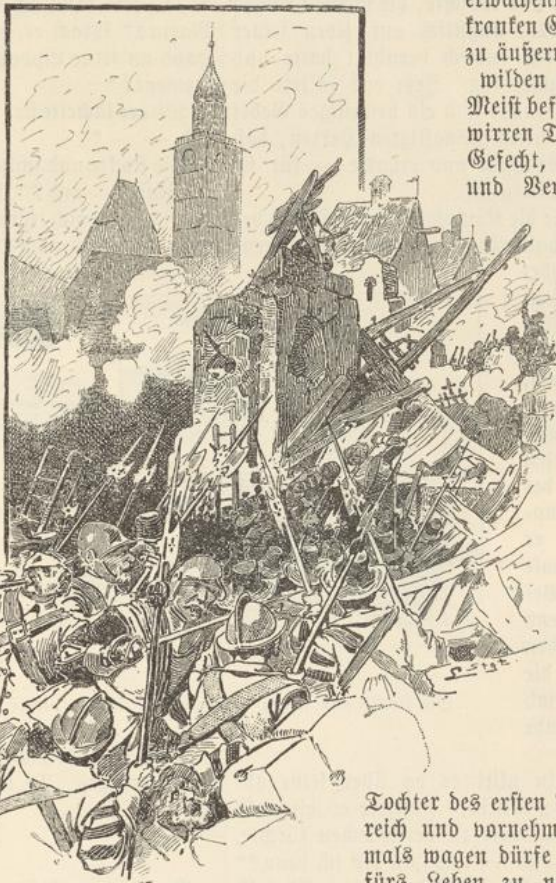
Von allen diesen Vorgängen wußte der Todwunde Johann Kirchner nicht das geringste. In den ersten acht Tagen lag er völlig apathisch, regungslos auf seinem Lager, und kaum war seine sorglich um ihn bemühte Pflegerin Maria imstande, ihm bisweilen etwas Nahrung einzulösen. Dann aber kehrte allmählich die Bewegungsfähigkeit wieder, und die neu-

erwachende Thätigkeit seines kranken Gehirns begann sich zu äußern — freilich nur in wilden Fieberphantasien. Meist befand er sich in solchen wirren Träumen mitten im Gefecht, kämpfend und Tod und Verderben unter den

Feinden verbreitend. Bisweilen aber glaubte er auch im Münster vor dem Liebfrauenaltar zu sein und bat dann die heilige Jungfrau in heißem Flehen, daß sie ihm die Liebe zu ihrer irdischen Namensschwester aus dem Herzen nehme, denn er sei ja nur ein geringer Mann von niedrigem Stande, Maria aber sei die

Tochter des ersten Mannes der Stadt, reich und vornehm, weshalb er niemals wagen dürfe zu hoffen, sie sein fürs Leben zu nennen. Oft auch glaubte er Maria von feindlichen Kugeln, einstürzenden Mauern oder anderen schweren Gefahren bedroht, aus denen er sie mit Opferung seines Lebens befreite: selig lächelnd pries er sich dann glücklich, daß er für sie sterben könne, die er geliebt und verehrt wie eine Heilige, bat sie, seiner bisweilen zu gedenken und — blieb hierauf eine Weile still und regungslos, wie tot, liegen, bis er sich wieder in neuen Phantasien erging.

Dies alles hörte Maria, die während der ganzen



Sturm auf das zerschossene Hüllthor.

langen Zeit nur auf Minuten das Lager des ihrer Pflege Anvertrauten verließ, mit an und mit hochklopfendem Herzen erkannte sie gar bald, welche Gefühle Johann für sie hege und — wonneschauend gestand sie sich, daß diese in ihrer eigenen Brust einen mächtigen Widerhall gefunden hatten. Seine heiße, fiebernde Hand in der ihrigen haltend, saß sie dann neben ihm und lauschte, die schönen Augen von Thränen erfüllt, ängstlich auf jeden seiner Atemzüge, bis er sich endlich beruhigt hatte und in sanftem Schlummer lag. Jetzt erst faltete die treue Wärterin die Hände und ein brünstiges Gebet rang sich los aus ihrem geängstigten Herzen, daß Gott ihn behüte, beschütze und erhalte — für sie und ihr eigenes Lebensglück.

So vergingen alle die Kampfstage, ohne daß der Kranke von dem anhaltenden betäubenden Kanonendonner etwas gehört hätte. Da aber kam der 16. Mai, an dessen Morgen endlich, nach so langem Schweigen, die Münsterglocken wieder ertönten und — diesen ungewohnten Klang, den Sang der mächtigen Dhanaglocke*) vernahm er bei zum erstenmale wiederkehrendem Bewußtsein. Lauschend richtete er den wunden Kopf etwas in die Höhe und — er sah seine am Lager sitzende treue Pflegerin.

Wie Sonnenschein glitt es da über seine abgemagerten Züge: „Maria,“ flüsterte er leise, als ob er sie mit lautem Rufe zu verschrecken fürchte, „Ihr — Ihr seid hier — und wo bin ich denn?“ fuhr er, erstaunt um sich blickend, fort. „Was ist mit mir vorgegangen?“

Ein Jubelruf entfloß bei diesen Worten Marias Munde. „O Gott sei Dank,“ rief sie, „Ihr seid bei Bewußtsein — Ihr seid gerettet!“

„Gerettet?“ fragte er. „So war ich krank — war verwundet?“ fügte er bei, als er mit der Hand die um seinen Kopf geschlungene Binde betastet hatte.

*) Sie wiegt 177 Zentner und führt die Umschrift: „Danna hais ich, Ulrich Inabelburg von Jantzen (St. Gallen) goß mi h anno do. M°CCCC°XXXXIII° (1411)“.

Sie erklärte ihm, was geschehen und wie er seit siebenzehn Tagen zwischen Leben und Tod schwebend hier im Hospital gelegen sei.

„Siebenzehn Tage?!“ rief er erstaunt. „Und während dieser ganzen Zeit — habt Ihr mich gepflegt, Maria?“

Sie nickte glücklich lächelnd mit dem Kopfe.

„O wie kann ich Euch danken für so viel Güte, Maria?“ sprach er, indem er ihre stürmisch erfaßte Hand an seine Lippen drückte. „Womit habe ich sie verdient?“

Wieder lächelte sie. „Hatte ich es Euch nicht gelobt und — —“

Sie stockte und schlug erglühend die Augen nieder. „Und — und?“ forschte er ahnungsvoll. „O Maria, — sprich, sprich — ich bitte — ich beschwöre dich: weshalb noch?“



Sie stockte und schlug erglühend die Augen nieder.

Noch mehr erglühend beugte sie sich jetzt zu ihm nieder und flüsterte: „Weil — ich gestorben wäre, wenn Du gestorben wärest, Johann!“

Da fanden sich ihre Rippen in einem langen, seligen Kusse zum gegenseitigen Geständnis ihrer in so schwerer Zeit geborenen Liebe.

Es geschah dies gerade in dem Augenblicke, als im Münster der ambrosianische Lobgesang ertönte.

Auch aus Johannis und Marias Herzen drang ein brünstiges „Te Deum laudamus“ zum Himmel empor.

* * *

Bier Wochen später führte Johann Kirchner seine schöne, glückstrahlende Braut zum Altare. Der Bürgermeister hatte gerne seine Einwilligung zur Vermählung seines einzigen Kindes mit dem armen Metzgergesellen gegeben. Wußte er doch, daß er wohl manchen reicheren und vornehmeren Schwiegerohn hätte bekommen können, keinen aber, der Kopf und Herz so an der richtigen Stelle hatte und mit so treuem Sinne an seiner Vaterstadt und — seiner Maria hing, als gerade er, der eigentliche Netter Überlingens. Auch der Stadtrat bewies im Einverständnis mit der Metzgerzunft seine Anteilnahme

an dem Glücke „der beiden wackersten Kinder der Stadt“ durch Erteilung des Meistertitels an Johann und ebenso die gesamte Bürgerschaft durch Verleihung eines prächtigen Ehrengeschentes, des vollständigen schön gearbeiteten Hausrats nämlich, mit Einschluß einer Wiege für die künftigen „solcher Eltern hoffentlich stets würdigen Nachkommen.“

Wir wollen gleich hier beifügen, daß dieser Wunsch in Erfüllung ging, denn die Nachkommen des wackeren Paares blühen noch jetzt in verschiedenen Zweigen als hochangesehene, allgemein geachtete Bürger ihrer Stadt und „stets würdig“ ihrer Stammeseltern.

Überlingen selbst erhob sich rasch wieder aus den Trümmern. Zum ewigen Andenken aber an die schwere Zeit der schwedischen Belagerung ließ der Stadtrat eine der in die Stadt geschleuderten 80 Pfund schweren Kugeln im Mittelschiff des Münsters an einer der mächtigen Rundsäulen aufhängen. Sie trägt folgende Aufschrift:

Index Suecic.
Überlinganae obsidionis
coeptae anno 1634 die
24. Aprilis, solutae 16.
Maij eiusdem
feliciter.

Die deutsche Übersetzung lautet:

Zeichen der schwedischen
Belagerung Überlingens,
begonnen im Jahr 1634 am
24. April, glücklich aufgehoben am
16. Mai desselben (Jahres).

Auf der Vorderseite eines angehängten Pergamenttäfelchens stehen folgende lateinische Verse:

Überlinga tuas Suecus rex impetit aras
Mittit et innumeros in tua saepta globos.
Hi tamen innocue volitant et virginis arte
In fumos abeunt, nil nisi inane crepant.

Die Verdeutschung heißt:

Überlingen, deine Altäre griff der Schwedenkönig an
und sandte unzählige Kugeln in deine Häuser.
Diese jedoch flogen unschädlich herein, lösten sich durch
das Walten (Kunst) der (heiligen) Jungfrau in
Rauch auf oder trachten wenigstens ohne (schädliche)
Wirkung umher.

Auf der Rückseite des Täfelchens dagegen stehen folgende deutsche Verse:

Überlingen wollte bezwingen
Der schwedisch Feldmarschall Horn,
Thät ihm gar übel lingen (übel gelingen)
Drei Stürm hat er verlorn
Darnach mußte er weichen
Davür (dafür) dies ist dein Sieg zeichen.

Blatte Abrechnung.



Im Wirtshaus zur „goldenen Schneckenmudel“ wurden große Vorbereitungen getroffen. Im Nebenzimmer standen Teller an Teller, Glas an Glas, wohl hundert Gebede; säuberlich fein lag das leinene Tischtuch gebreitet. Aus der Küche nebenan kam ein famoser Bratenduft; und wer es verstand, konnte unbestritten das „Gebeizte und Nudeln“ herausriechen und die Torte dazu.

Der Herr Ratschreiber Graule feierte seine silberne Hochzeit, natürlich mit seiner Gattin, und dazu war vonseiten des löblichen Gemeinderats eine

Einladung an den Herrn Pfarrer, Lehrer, Doktor, Apotheker, Postmeister, Accisor und überhaupt an alle Honoratioren des Städtchens ergangen.

Der Ratschreiber war ein lieber, freundlicher, stiller Mann, und wohlgelitten in der Gemeinde; in Treuen hatte er seine Pflicht als Ratschreiber schon 30 Jahre versehen. Zeitiger denn sonst ging er heute von seiner Kanzlei heim, denn er hatte noch seine Rede für den Abend zu studieren.

Schon vor 4 Wochen hatte er sie aufgesetzt und satzweise eingelernt. Und da er sie ganz konnte, lud er seine Gehülfe als sachverständige Person dazu ein. Er stellte sich auf einen Stuhl, seine Gattin machte das Publikum und den Souffleur in einer Person, so daß sie die Rede des Gemahls auch bald auswendig konnte. „Es ist doch eine vortreffliche Rede, Alte,“ meinte er allemal zum Schluß. „Ja, wenn ich studiert hätte, zum Pfarrer hätt' ich's auch bringen können!“

So war der Festabend gekommen. Der Bürgermeister und die Gemeinderäte holten das Jubelpaar mit Musik ab. Das ganze Städtchen war auf den Beinen und musizierte vor der „Schneckenmudel“ die

eintretenden Festgäste. Bald gings an ein Essen und Trinken, denn ohne das giebt's eigentlich kein Fest. Der Ratschreiber hatte wenig Zeit, sich für seine präparierte Rede zu sammeln. Musik, Tellergeklirr, Gläseranstoßen — da erhob sich der Bürgermeister und gedachte in langer Rede der Verdienste des Gefeierten in der Gemeinde, seines herzlichen Familienlebens, erbat Gottes Segen über das Jubelpaar, verehrte dem Ratschreiber im Namen der Gemeinde eine silberne Dose, voll gefüllt mit Lobbeck schwarz A. „Hoch soll er leben! Hoch! Hoch!“ Zinnra — Bummra!

Das war für den guten Ratschreiber eine schwere Aufregung in seinem einfachen Gemüt. Er bekam Thränen in die Augen, ja sie rannen ihm an den Wangen hinab. Da stand er auf, rückte die Zipfel seines Vatermörders hinauf, zog die Kravatte zurecht und begann: „Meine Herren! — Meine werthen Damen und Herren! — Fünfundzwanzig Jahre — ja fünfundzwanzig Jahre — fünf- undzwanzig Jahre — — —.“ Er war zu tief bewegt, zudem war die silberne Dose nicht im Programm seiner Dankesrede vorgesehen; — er kam nicht weiter. In dieser peinlichen Lage hatte er die Geistesgegenwart, seiner Frau zu gedenken, und mit Nührung rief er ihr zu, sein Haupt zu ihr hinabsenkend: „Lene, geh! Lene! schwäg' du!“ Und die Lene entledigte sich vor- trefflich der auferlegten Arbeit, so daß alle klatschten und die Musik Zinnra-Bummra machte.

Aber von dieser Zeit an wurde der arme Ratschreiber viel gesoppt. Besonders war es der Doktor, der bei jeder Begegnung auf der Straße ihm zurief: „Lene, die silberne Dose!“ und beim Bier ihm nie anders zu- trank als „Lene, schwäg' du!“ Der gutmütige Mann ertrug es, und obgleich es ihn jedesmal tief verletzte, beklagte er sich doch nicht darüber.

Da war es das Jahr drauf, am 13. Januar. Die Gemeinde feierte mit besonderem Glanz die 25-jährige Wiederkehr der Tage von Belfort mit einem großen Bankett im Saale der „Schnecken-

nudel“. Am Herrentisch saßen die Honoratioren des Städtchens, sogar der Herr Oberamtmann aus der Stadt war gekommen. Der große Saal war voll besetzt. Die Musik spielte und fiel mit Zinnra-Bummra wacker ein. Nach dem zweiten Stück schritt der Herr Doktor zur Festtribüne. Der schwarze Frack, die weiße Halsbinde und Hand-



„Meine Herren!
Meine werthen Damen und
Herren!“

schube machten ihm ein recht feierliches Aussehen. Er rückte seine Brille zurecht, strich sich den Schnurrbart, und da alles mäuschenstill ward, begann er: „Meine Herren! Fünfundzwanzig Jahre sind es — ja fünf- undzwanzig Jahre — fünf- undzwanzig Jahre!“ Es war wie ein Verhängnis. Er biß sich krampfhaft in die Lippen, auch ein nochmaliger Anfang half nichts. Er kam einfach nicht weiter, er blieb — so lang er war und so hoch er oben stand — feierlich in seiner Rede stecken.

Eine peinliche Stille — man hätte eine Sted- nadel fallen hören — da erscholl aus der Mitte des Saales eine kräftige Stimme: „Jetzt, Lene, schwäg' du!“

gegenüber liegenden Seite. Wollten ihm denn heute die Erinnerungen keine Ruhe lassen! Und gar noch diese, die ihn wie ein bitterer Hohn auf sein verschlehtes Dasein berührte!

Seine Mundwinkel zuckten schmerzlich. Er hatte Mühe, den Namen, der ihm auf den Lippen schwebte, nicht durch einen lauten Ausruf zu befreien. Frieda! — Konnte sie es denn sein? — Hier in der Stadt, lieblich und anmutig wie immer? — Wie damals vor fünf Jahren, als sie ihn treulos verlassen! — „Ja, auch so falsch wie alle,“ murmelte er und wollte sich abwenden. Aber seine Blicke blieben wie gebannt auf der zierlichen und doch vollen Gestalt haften, die mit kleinen, eiligen Schritten sich durch das Gedränge der Passanten wand.

Sie hatte den dünnen weißen Schleier zurückgeschlagen, und er konnte ihr Gesicht deutlich sehen.

Es war keine Täuschung möglich. Ob sie nicht aufblickte und auch ihn bemerkte? Er wünschte es nicht, und dennoch schien er darauf zu warten. Und er wartete vergebens. Im nächsten Augenblick war sie bereits in einem der glänzenden Kaufläden verschwunden. Nur die rote Feder ihres Hutes winkte noch einen Moment grüßend zu ihm herüber.

Der Gerichtsvollzieher stand noch immer an der gleichen Stelle und blickte zu dem Hause hinüber, in dem sie verschwunden war. Sie war so gut wie seine Braut gewesen; freilich zu jener Zeit, da er sich noch ein anderes Bild von der eigenen Zukunft gemacht. Wie golden hatte er sich das Glück an ihrer Seite geträumt, und wie anders war es geworden!

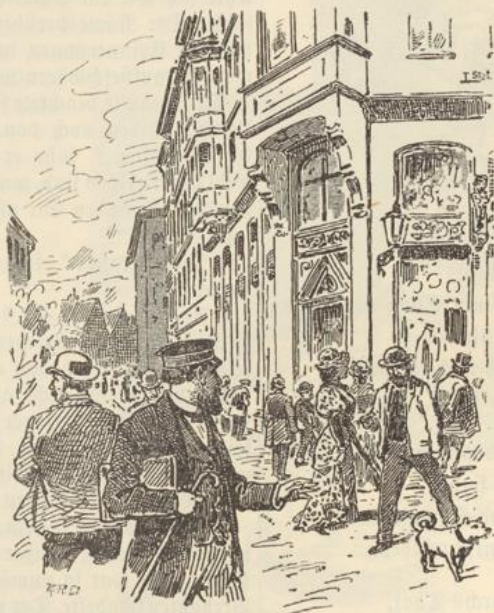
Ernst Vollenrieders Vater war ein kleiner, fleißiger Landwirt in dem stillen Dorfe Ellertal gewesen und hatte bei harter Arbeit sein bescheidenes Auskommen gefunden. Seine Frau war früh gestorben und hatte ihm Ernst als einziges Kind hinter-

lassen. Die ganze Liebe, die er zu der Verschiedenen gehegt, übertrug er auf den Sohn. Für ihn schaffte und mühte er sich von früh bis spät; denn das Kind sollte es besser haben im Leben; es sollte ein Studierter, ein Geistlicher oder Doktor werden, wie es die verstorbene Mutter noch auf dem Totenbette gewünscht. Ernst ward auf eine gute Schule gethan und machte, wenn auch langsam, doch stetige Fortschritte. Freilich, als die Schulzeit sich dem Ende nahte, ward die Geldfrage dringender. Die Mittel zum Studieren fehlten noch und mußten beschafft werden. Da ward die Sohnesliebe dem Vater zum

Verderben und lieferte ihn in die Hände eines schlauen Teufels. Der Wucherer Morgenstern, der seine Geschäfte am liebsten bei den Bauern machte, wußte ihn zu umstriden. Er verleitete den Ahnungslosen zu allerlei Manipulationen und Spekulationen, die den kleinen Hof mehr und mehr herunterbrachten. Erst als es zu spät war, sah der Vater seine Unbedachtsamkeit ein. Das Gut war verschuldet und fiel in die Hände des Güterschlächters.

Morgenstern hatte sein Ziel auch hier, wie bei vielen anderen erreicht: das friedliche Glück einer arbeitsamen Familie war zerstört.

Ernst war gerade in den Ferien daheim gewesen, als die Katastrophe hereinbrach. Mitten im vollen Glück der ersten Liebe traf sie ihn. Frieda, des Schulmeisters Tochterlein, war zu einem schönen Mädchen herangewachsen. In kindlicher Unschuld erst, dann mit bewußter, erwachender Zuneigung kam sie dem Jugendgespielen entgegen. Aber das Band war noch zu zart, um die schwere Probe zu bestehen. Das Unglück, das über Vater und Sohn hereingebrochen, brachte sie außer Fassung. Mit den Studien des jungen Vollenrieder war es nun zu Ende. Der Vater vermochte den Verlust seines Hofes, den seine Vorfahren durch Jahrhunderte besaßen, nicht zu



Sie hatte den dünnen weißen Schleier zurückgeschlagen, und er konnte ihr Gesicht deutlich sehen.

verschmerzen; ein Herzleiden bildete sich in der Brust des schwer Getroffenen aus, das ihn nach kurzer Zeit dahinraffte. Ernst stand allein und verlassen in der Welt und wußte nicht, was er beginnen sollte. Da streckte der Staat seinen Arm nach ihm aus, und er mußte Soldat werden. Der Abschied von seinem Heimatdorfe war auch zugleich der von seiner Liebe gewesen. Sie hatten sich ewige Treue versprochen trotz allem Ungemach.

Aber was bedeuteten Worte, die in den Wind gesprochen waren! So lange der Geliebte noch in Friedas Nähe weilte, fühlte sie sich stark, aber als er gegangen, erlahmte ihre Kraft und sie erlag den Einflüsterungen ihrer Verwandten, die ihr die Vermählung mit einem entfernten Better, dem Erben eines reichen Geschäftes in der Stadt, als das höchste Glück der Erde priesen. Noch ehe Ernst den bunten Waffenrock wieder ablegte, war sie die Braut des andern geworden.

Da hatte der Verlassene jede Hoffnung auf Glück und Stern verloren und war weit, weit fortgegangen, mit allerlei gelegentlichen Arbeiten und Dienstleistungen sein Leben fristend. Eine elende Schreiberstelle hatte er schließlich mit dem Posten eines Gerichtsvollziehers vertauscht, dessen spärliches Einkommen gerade ausreichte, ihn vor dem Verhungern zu schützen. Von Frieda hatte er nie mehr etwas gesehen oder gehört bis heute. Und jetzt mußte sie ja längst eine junge Frau sein, deren Mann vielleicht hierher in die Stadt gezogen war.

Aus den Erinnerungen exträumten Liebesglücks

wuchs dem Dahinschreitenden ein anderes Gefühl empor, der Haß. Er gedachte des Fluches, mit dem sein Vater noch kurz vor seinem Ende den betrügerischen Wucherer verwünscht. Freilich, Flüche waren gottlos; der milde Herr des Himmels bereitete sie, sie gingen nicht in Erfüllung. Aber der Haß in der Brust des Unglücklichen lebte fort, und für Vollenrieder konzentrierte er sich in dem einen Namen Morgenstern.

Ohne es zu bemerken, hatte er die Vorstadt erreicht. Armselige, verwahrloste, schmutzige Häuser umgaben ihn, und in das elendeste derselben wies man ihn auf seine Frage. Es war eine alte, geschwätige Frau, die ihn ein Stück weit begleitete.

„Ja das ist ein Glend bei den Morgensterns, Herr Exekutor!“ sagte sie.

„Glend!“ Das Wort schlug eintönig an sein Ohr. Er kannte es bereits; in allen Gestalten trat es ihm in seinem Berufe entgegen und hatte ihn abgestumpft. Glend, das war ja auch er!

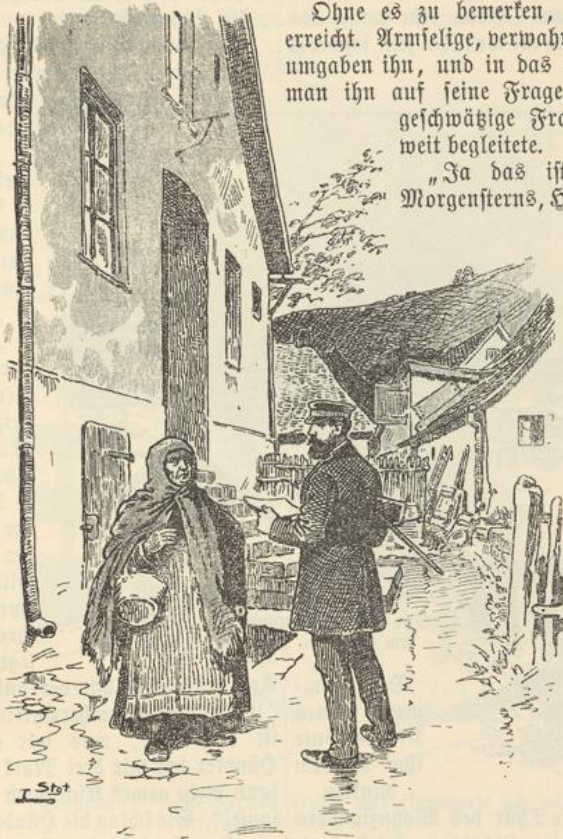
„Früher wars anders,“ fuhr die rebselige Frau fort, „als der Herr Isaaq Morgenstern noch für einen der reichsten Geschäftsleute in der Stadt galt und das große Haus in der Prinzenstraße bewohnte.“

„Isaaq Morgenstern?“ fuhr der Gerichtsvollzieher auf. „Saget Ihr so? — Es war

ein Wucherer? — Ein — —“

„Freilich, die Leute haben nicht viel Gutes von ihm gesagt. Und wie gewonnen, so zerronnen. Er hat alles verspielt an der Börse — und für den Luxus seiner zweiten Frau verbraucht. Jetzt hat sie das Glend, sitzt da allein mit ihren drei armen Wirmern und hungert. Thut mir leid um das arme, junge Ding.“

„Allein?“ sagte Vollenrieder. „Und ihr Mann?“



„Der hat sie sitzen lassen und ist seit voriger Woche verschwunden.“

Der Exekutor stand wie betäubt. So war er es doch. Der Zorn des Himmels hatte ihn getroffen, der Fluch war dennoch in Erfüllung gegangen. Und er war als sein Werkzeug ausersehen, die Hand an das letzte Hab und Gut des Verhafteten zu legen. Wie ein Blitz der Freude durchzuckte es ihn; aber er konnte nicht sprechen und verabschiedete nur mit einer Handbewegung die Frau. Dann trat er in das kleine, elende Haus. Noch nie war ihm sein schweres Amt so leicht geworden.

war fast leer; nur eine alte Kommode, ein kleiner Tisch und eine vermorschte Bettlade befanden sich darin. Jetzt erhob sich wankend das bleiche Weib. Als sie den Beamten erblickte, überließ ein konvulsivisches Zittern ihren gebrechlichen Körper. Doch in ihren Augen flammte es auf wie der Blick einer Löwin, die ihr Junges zu verteidigen entschlossen ist. „Was wollen Sie?“

„Sie sind Frau Morgenstern?“ fragte er leise. „Ihr Mann ist fort?“

Sie neigte schweigend das todblaße Haupt. Ich bin hierher beordert — um,“ fuhr er fort.

Das Wort wollte ihm nicht über die Lippen.

„Um zu pfänden! — ich weiß — —“

Er nickte. „Es thut mir leid.“ Er blickte im Zimmer umher. „Ist das alles, was Sie besitzen?“

„Alles.“

„So muß ich das Siegel daran legen. Die Sachen werden zwangsweise versteigert werden.“ Er machte Miene, seinen Worten die That folgen zu lassen.

Da plötzlich änderte sich der Ausdruck im Gesichte der unglücklichen Frau, ein wilder Schmerz der Verzweiflung prägte sich auf ihren Zügen aus. Sie legte die Hand auf seinen

Arm und wies mit der andern auf die Kommode. „Um Gottes Barmherzigkeit willen nicht das! Es ist das letzte, was wir entbehren können; der Händler hat mir drei Mark dafür geboten. Davon kann mein armes Kind noch eine Woche leben. Und sonst!“ Sie schlug die Hände wieder vor das Gesicht, „sonst muß es sterben!“

„Das Kind — ist krank?“ fragte der Exekutor erschüttert und hielt zögernd inne.

„Todkrank — und es ist mein jüngstes, mein liebstes, nur kräftige Nahrung kann es retten, — Milch, — Suppe, — und ich habe nichts, nichts.“

„Sie wissen, das Gesetz!“ Er zuckte sich abwendend die Achseln. Da lag sie vor ihm auf den Knien, mit gerungenen Händen und flehte ihn an. „Erbarmen, Herr! — Erbarmen! Lassen Sie es mir! — Töten Sie es nicht! Erbarmen! — —“

„Erbarmen!“ Das Wort schnitt wie ein



Die Überschwemmung in Freiburg i. B. am Ufer der Dreisam; 9. Febr. 1896.

das Zimmer entgegen. Die Thür des Wohnzimmers stand halb offen, ein matter Lichtschein fiel heraus. Er zog das Pfändungsprotokoll aus der Tasche und trat über die Schwelle. Doch betroffen blieb er stehen. Da vor ihm lag mit gerungenen Händen ein blaßes, verwahrlostes Weib mit kummervoll verzerrten Zügen, in denen der Hunger geschrieben stand. Sie beugte sich über ein leise weinendes Kind, das noch elender aussah, als die Mutter. In schmutzigen Kissen lag es auf dem nackten Boden vor ihr. Und im Winkel hockten zwei etwas ältere Mädchen, das eine schlafend, das andere mit stumpfem Blicke vor sich hinstierend. Das Zimmer

Messer in seine Seele. Die Worte, die er einst als Kind in der Schule gelernt, fielen ihm ein. „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes.“ Und er sollte sich seines Nächsten nicht erbarmen? Aber die Frau da vor ihm war das Weib dessen, der kein Erbarmen mit seinem Vater, mit ihm gehabt, den er gehaßt seit Jahren!

„Erbarmen!“ flehte sie von neuem und klammerte sich mit zitternden Händen an ihn. Er blickte auf sie nieder, und Thränen traten in seine Augen. Sollte das unglückliche Kind für die Sünde des Vaters büßen? Und dieses Weib, war es nicht schwer genug bestraft? So hatte er das Elend noch nie gesehen. Er fühlte es, — er konnte es nicht, — nicht unbarmherzig sein. Und dennoch, was sollte er thun? Er war ja nicht sein eigener Herr, nur der Diener des harten, unbittlichen Gesetzes. Das Papier zitterte in seiner Hand. Plötzlich durchzuckte es ihn. — Eine Versuchung — zum Guten? — Zum Bösen? — Er wußte es nicht, aber es war das Einzige, was er thun konnte; eine Lüge zwar, aber sie rettete dem unglücklichen Kinde das Leben!

„Um Gottes Barmherzigkeit willen! — Was wollen Sie thun?“ schrie die Frau, als er sich losmachend, an den wackeligen Tisch trat und zu schreiben begann. „Sie schreiben ein Todesurteil!“

„Nein, — ich sichere das Leben ihres Kindes,“ sagte er dumpf; „mit einem Vergehen — —“ fügte er leise hinzu.

„Sie pfänden mich nicht? — Ich darf die Kommode verkaufen?“

„Lesen Sie! und dann thun Sie, was not ist!“ Er hielt ihr das Pfändungsprotokoll entgegen.

„Ezekution fruchtlos“ war mit großen Buchstaben darauf geschrieben.

Durch Geschwäg* und Klatfcherei* war die Sache dem Gerichte zu Ohren gekommen. Der Händler, dem die arme Frau nach dem Weggang des Exekutors die Kommode verkauft, war in Untersuchung gezogen. Auch Frau Morgenstern selber hatte gestanden. Die Folge davon war eine schwere für den mitleidigen Beamten. Ernst Vollenrieder ward wegen falscher Beurkundung angeklagt und vor Gericht geführt. Die Angelegenheit war in der Stadt bekannt geworden und hatte Aufsehen gemacht. Alles nahm die Partei des Barmherzigen. Aber die Richter mußten anders entscheiden. Das Vergehen war offenbar und eingestanden, die Strafe verwirkt; nur Milderungsgründe konnten in Betracht kommen. Der Staatsanwalt beantragte vier Wochen Gefängnis. „Das Vergehen,“ schloß er seine Rede, „so schön es erscheinen mag, ist ein besonders schweres, weil es im



„Erbarmen!“ flehte sie von neuem und klammerte sich mit zitternden Händen an ihn.

Ante begangen wurde. Nachsicht nach dieser Seite wäre verderblich, denn jeder ungetreue Diener könnte nach vorausgegangenem Beispiel Mitleid vorschützen, um sich rein zu waschen. Der Staat kann nicht die Liebe sein, der Staat ist das Gesetz, und dieses gebietet uns die Bestrafung des Angeklagten.“

Das Gericht mußte sich seiner Auffassung anschließen. Ernst Vollenrieder ward zu vier Wochen Gefängnis verurteilt, vorläufig aber noch auf freiem Fuß belassen.

Der Unglückliche hatte einen solchen Ausgang nicht für möglich gehalten. Er hatte seinen Feinden

Gutes gethan, — und die Menschen bestrafte ihn dafür. Freilich nach dem Buchstaben mußte er ihnen recht geben, aber wo blieb die Liebe? — Staat und Gesetz kannten sie nicht, und das Weib hatte ihn verraten! Die Welt erschien ihm schwarz und finster wie der Schlund der Hölle. Mit der entehrenden Strafe war auch seine jetzige Laufbahn zerstört. Er wußte keinen Ausweg mehr. Das Beste war, ein Ende zu machen. Halb bewusstlos wandte er durch die Straßen. Dort oben, im vierten Stock, dicht unter dem Dache lag seine armselige Wohnung.

Man hatte ihn frei gelassen, um seine häuslichen Angelegenheiten zu ordnen. Er lachte grell auf. Er hatte nur noch eins zu ordnen. Dort draußen, in dem nahen Wäldchen, das sich hinter der Promenade entlang zog, — die Abrechnung mit dem Leben.

Ganz hinten unter den Zuschauern im Gerichtssaal war eine gefesselt, die mit wachsender

Spannung der Verhandlung gefolgt. Der Angeklagte hatte sie nicht bemerken können. Das junge, stattliche Mädchen war Frieda, seine einstige Geliebte. Sie hatte durch die Zeitungen den Namen des Angeklagten und seine Schuld erfahren und am Morgen war sie die erste gewesen, die Einlaß in das Gebäude begehrte. Als das Urteil gefällt war, brach sie in verhaltenes Schluchzen aus, als ob es sie selbst getroffen. Dann aber raffte sie sich in jähem

Entschlusse auf. Ein Blick in das tödlich erschrockene, fahle Gesicht des Verurteilten sagte ihr alles und ließ ihr ungeahnte Kraft. Sie durfte ihn nicht mehr aus den Augen lassen.

Es dämmerte bereits, ein bleiches Zwielicht umwob die weißen Stämme des Birtenwäldchens. Der einsame, verzweifelte, lebensmüde Mann blickte sich horchend um. Alles war still; die Spaziergänger hatten sich längst zur Stadt zurück begeben, deren verworrener Lärm nur dumpf in der Ferne aufstieg, kein Wagen rasselte mehr vorüber; nur unheimliche, graue Fledermäuse zogen ihre leisen Kreise durch die Luft. Das war die rechte Stunde! Der schweigsame Wald hatte endlich Erbarmen mit ihm und gönnte ihm eine ruhige Sterbestunde.

Ernst Vollenrieder zog das Tuch aus der Tasche, drehte es zu einer festen Schnur und legte sie um seinen Hals. Ein breiter Ast gerade neben der Bank, auf der er stand, schien stark genug. Er gab sich einen Schwung, die Füße verloren den Halt, der Unglückliche schwebte in der Luft.

Aber im selben Augenblick durchgelte ein furchtbarer Aufschrei die feierliche Stille des Abends.

„Ernst! —
Ernst! —
Was thust du!
Um Gottes
Barmherzigkeit
willen! —

Er erhängt sich! — Zu Hilfe! Zu Hilfe! — —“

Im nächsten Augenblick hatte Frieda, die ihm in ahnungsvoller Angst durch alle Gassen gefolgt war, die Stelle erreicht. Ohne Besinnen sprang sie auf die Bank und suchte die verderbliche Schlinge zu lösen. Aber es gelang nicht, seine Züge verzerrten sich bereits, er rang mit dem Tode.

Da packte sie in letzter Verzweiflung mit beiden Händen den Ast und hing ihren leichten Körper



„Frieda, du? — Willst du mir meine letzte Zuflucht rauben?“

daran. Der Zweig vermochte die doppelte Last nicht zu tragen, er knackte und brach. Schwer stürzten die beiden Körper auf den moosigen Boden.

Der Selbstmörder war gerettet. Er hatte das Bewußtsein noch nicht verloren; aber dennoch starrte er die Metzerin wie geistesabwesend an.

„Frieda, du? — Willst du mir meine letzte Zuflucht rauben? —

Meinen Frieden stören? — Die Welt hat kein Erbarmen: Warum hast du mich nicht sterben lassen?“

„Weil ich dich liebe!“ schrie sie auf, und ihr Mund brannte auf dem seinen, ihn zu neuem Leben weckend.

Er richtete sich auf. — „Du! — Das Weib eines andern? — Du —“

„Weber Frau noch Braut!“ fiel sie ein. „Aber die Geliebte meines Ernst, der mich bald zu beidem machen soll. Es war eine Täuschung, meine kurze Verlobung. Sie ist längst gelöst. Max war ein kalter, herzloser Egoist, der seine Untergebenen mißhandelte, und

den ich niemals lieben konnte. Ich löste das unglückliche Verhältnis, noch ehe mein Vater starb. Er hinterließ mir ein kleines Vermögen, mit dem ich auszog, das Glück zu suchen, das Herz eines guten, mitleidigen Menschen zu finden, wie sie so

selten sind auf der Welt. Nun habe ich meine Blindheit erkannt und die Perle wieder gefunden, die ich selbst frevelhaft einst fortgeworfen.“

Er glaubte zu träumen; aber ihre warme Hand, die seine blassen Wangen streichelte, belehrte ihn, daß es Wirklichkeit war.

„Ist es denn möglich? — Du? — Du liebst mich noch und hast Erbarmen mit mir?“

„Hab' es mit mir, und vergieb mir meine Schuld gegen dich; dann wollen wir zusammen leben und schaffen und glücklich sein, als Mann und Frau! — Und Gott wird uns weiter helfen.“

In wortloser Seligkeit sank der Gerettete in die Arme der Geliebten.



Bismarck, in Versailles die Kaiserproklamation vorlesend.

Das Gefrieren der Schaulenster

wird verhindert, wenn man 55 g Glycerin in einem Liter 63prozentigen guten, nicht denaturierten Spiritus auflöst, dem man, um einen angenehmen Geruch zu erzielen, etwas Brennsteindl zusetzt. Sobald die Mischung wasserklar erscheint, wird die innere Fläche des Schaulensters mit dieser Flüssigkeit mittelst eines Fensterlebers oder Leinwand-

lappens abgerieben, wodurch nicht nur das Gefrieren, sondern auch das Beschlagen und Schwitzen der Fenster vermieden werden kann.

Mittel gegen Fliegen.

Einen Strauß von Kleeblüten; wenn derselbe auch vertrocknet, der Duft vertreibt sie.

So saßen sie wieder alle bei einander am Stammtisch beim großen Ofen im Schiffwirthshause zu Seeberg, der Wanderer mitten unter ihnen. Und da er sein Leberwürstlein verzehrt hatte, brachte der Schiffwirt eine Flasche hell leuchtenden Weins, stellte sie auf den Tisch und meinte: „Verkostet den einmal, 's ist '95er Auländer. Das ist ein Weinlein, so nicht alle Jahre eins kommt!“

Und da der alte Polizei-Maier davon verkostet hatte, kniff er die Lippen zusammen und schmunzelte still und zufrieden.

„Wanderer,“ sagte die Schiffwirtin, „wißt Ihr noch, was Ihr uns beim Weggang das letzte Jahr versprochen habt? Vom Weltuntergang wollt Ihr erzählen.“

„Vom Weltuntergang!“ sagte die Polizei mit Ernst, „hm, hm. Da muß aber der Auländer weggetrunken werden; 's wär schade, wenn ihn der Komet bekäme!“

„Ach, der Komet!“ seufzte der Kirchenstimme. „Sagt lieber gleich, wohin die Welt geht beim Hinuntergang, lieber Wanderer; machts gnädig!“

„Gegen Zizenhausen geht sie,“ meinte der dicke Peter, und alle lachten hellauf.

„Ein Unten und Oben giebt's auf der Erde ebensowenig, als in der Welt draußen,“ bemerkte der Herr Lehrer.

„Seeberg ist immer oben!“ fügte der Gemeinderat hinzu.

Der Wanderer aber nahm noch einen kräftigen Schluck vom Auländer und begann: „Es ist eine stille Novembernacht. Glänzend hängen die Sternelein am dunklen Himmel. Und da wir eben hinaufschauen, sprüht eins von ihnen mit feurigem Glanz losgelöst aus des Himmels Dunkel. Ein greller Feuerschein leuchtet hinunter in den See und über die



Dächer und in die Fenster der Seeberger-Häuser. Majestätisch zieht die feurige Kugel am Himmel dahin vom prächtigsten Farbenglanze begleitet. Ein feurriger Streifen zieht hinterher hell leuchtend am weiten Himmelsbogen. Und wie die Feuerkugel aus dem dunkeln Raum des Himmels gekommen, so geht sie wieder dahin — fort, verschwunden ist das herrliche Meteor... Und stille

Nacht ist's, wie zuvor. Wo kamst du her, wohin wanderst du?... Wie gebannt an den Ort der Erscheinung schauen wir unverwandt zum Himmel... Es geht nicht lang — da schießt mit blitzartiger Geschwindigkeit ein kleines Sternchen dahin. Kaum geboren zum glänzenden Dasein, ist's verschwunden in der dunkeln Nacht des Himmels — eine Sternschnuppe ist gefallen...“

„Im großen Leben der Völker ein Meteor am Erdenhimmel, oder im bescheidenen Dasein eine Sternschnuppe auf dem breiten Weg vieler Lebensgefährten, sind beide ein Bild kurzer Freude und rascher Vergänglichkeit,“ fügte in ernstem Tone der Lehrer hinzu.

Anwillkürlich schauten die Schiffwirtin und ihre Tochter zum Fenster hinaus an den Nachthimmel, um die Sternschnuppe zu suchen. — Eine lange Pause entstand.

„Ja, ja,“ murmelte der alte Polizei-Maier, „ich gehör zu den Lebensgefährten auf dem breiten Weg... ein Bild kurzer Freude... bald, halb...“ Dem alten Manne kamen die Thränen in die Augen.

„Herr Lehrer, das habt Ihr schön gesagt.“ „Auch mit dem Motor hat ers getroffen,“ sagte mit Selbstgefühl der Gemeinderat und Schneidermeister von Seeberg.

„Einen großen Schwarm solcher feurigen Himmels Gäste“ fuhr der Wanderer fort, „könnt Ihr alljährlich Mitte November beobachten; denn

Ein fürchterliches Hallo, Bravo, Händeklatschen,
Zinnra-Bummra . . . Der Doktor mußte abtreten,
denn keine Lene war ihm zur Seite, wies Jahr
zuvor dem Ratschreiber.

Aber von da ab hatte dieser Ruhe vor dem Dok-
tor bis auf den heutigen Tag. V. Sch.



Der Frühling geht mit Sang und Klang
Und mancher Liebespende —
Und währte er auch noch so lang —
Einmal für dich zu Ende.

Und pflücker du in des Sommers Pracht
Alle Rosen, die zu finden, —
Auch Rosenduft und Sommernacht
Nur gar zu bald entschwinden.

Bald zieht der Nebel kalt durchs Thal,
Und Blatt und Blüten fallen;
Du hörst in Leid und stiller Qual
Dein letztes Lied verhallen.

Der Sturm braust über Baum und Strauch,
Bricht dürre Äst und Zweige;
So geht dein stürmisch Leben auch
Mit Lust und Lieb zur Reige.

Der Schnee deckt weit das Heideband,
Still ist's im Feld und Walde,
Du fühlst seine kalte Hand —
Und folgest — balde, balde.

V. Sch.

Erbarmen.

Novelle von Franz Clausthaler.

Hollenrieder!" rief der Beamte, die Durchsicht
der Papiere auf seinem Schreibpult beendend.

Der Gerichtsvollzieher trat diensteifrig näher.

"Sie befehlen? —"

"Es ist noch eine Pfändung vorzunehmen; gehen
Sie in die Vorstadt zu einem gewissen Morgenstern."

"Morgenstern?" wiederholte der Exekutor in
einem Tone, der ein größeres Interesse verriet, als
es eine einfache dienstliche Ordre erforderte. Es
legte sich wie ein Schatten über sein härtiges Ge-
sicht. Der Name berührte ihn seltsam und weckte
häßliche Erinnerungen in seiner Seele, die er nie
mehr heraufbeschwören wollte.

Der Beamte beachtete seine Erregung nicht. "Die
Leute schulden noch von dem letzten Prozesse die
Gerichtskosten," fuhr er fort, "und da dieselben
nicht beizutreiben sind, muß zur Exekution geschritten
werden. Pfänden Sie alles, was Sie in der Woh-
nung finden."

"Die Straße?" fragte Hollenrieder zerstreut,
— ich bitte — — —"

"Auenstraße No. 13."

Der Gerichtsvollzieher notierte die Adresse in
seinem Taschenbuch und verließ das Bureau. Der
Name wollte ihm nicht aus dem Kopfe. Morgen-
stern! — Es war jener Name, der zum Unstern
seines Lebens geworden. Dem Manne, der ihn trug,
verdanke er es, daß er mit der kümmerlichen Existenz
eines Exekutionsbeamten sein Leben fristen mußte.

Als er draußen in dem bunten Getriebe des Stra-
ßenlebens stand, mußte er über seine Gedanken
lachen. Es war ja unmöglich, daß es sich um jenen
Verhafteten handelte. Der reiche Bucherer und Güter-
schlichter, der vom Gute der Witwen und Waisen
prakkte, er hatte freilich auch hier in der Hauptstadt
gewohnt. Aber der würde einen fürstlichen Palast
besitzen und in Freude und Wohlleben schwelgen.

Wie viele mochte es hier in dem weitausge-
dehnten Häusermeer des gleichen Namens geben!

Er zwang sich, seine Erinnerungen zu unter-
drücken, und blieb an der nächsten Ecke stehen, um
sich über die Straßennamen und den kürzesten Weg
zu orientieren. Bisher bei einem kleinen Amte in
einem Landstädtchen beschäftigt war er erst vor
wenigen Wochen in die Residenz versetzt worden
und hatte daher oft noch Mühe, sich in dem Laby-
rinth der Gassen zurecht zu finden.

In der Felderstraße blieb er plötzlich betroffen
stehen. Seine Augen richteten sich starr nach der

da begegnet die Erde auf ihrer Wanderschaft den Novembersternschnuppen. Auf breiter Himmelsstraße ziehen sie einher und bereiten der Erde beim Vorbeigang einen prächtigen Willkommgruß mit feurigen Raketen."

"Ja," meinte der lange Josef, "das ist so gerade um Martini. Laßt sie einmal herunterfallen!"

"Ist's wahr," fragte der Kirchestimme, "daß die Sterne einen Goldklumpen liegen lassen, wo sie hinfallen?"

Sie fallen in See und gönnen uns nichts," bemerkte der Hasenfranz.

"Auch vom 9. bis 13. August erscheinen viele Sternschnuppen," fuhr der Wanderer fort. "Das sind die August-Meteore, auch Laurentiuschwarm genannt, zu Ehren des hl. Laurentius, dessen Gedenktag der 10. August ist. Zur Zeit der Christenverfolgung wurde der arme Laurentius aus Rache dafür, weil er die Kirchenschätze nicht auslieferte, bei lebendigem Leibe auf glühenden Kohlen gebraten. Und da sagt heute noch das Volk, er weine feurige Thränen vom Himmel herab."

"Aber wie ist's mit dem Goldklumpen?" fragte die neugierige Wirtin. "Ist noch keine Sternschnuppe auf die Erde gefallen?"

"Schon viele," sagte der Wanderer, "aber ohne Gold, es sind Steine; und wenn's ihrer genug sind, setzt es einen ganzen Steinregen ab."

"So muß alles wieder zur Erde, was von derselben genommen ist," bemerkte hierauf der Gemeinderat.

"Langsam!" sagte der Wanderer. "Das stimmt diesmal nicht ganz. Diese himmlischen Steine sind keine Erdentinder. Die kommen fernher aus der Tiefe des Weltalls, weiß Gott von welchem Stern zu uns geschickt, um Kunde zu geben, wie es anderwärts in der Welt aussieht. Nach langen Irr- und Wanderfahrten kamen sie in den Banntkreis der Erde, und seitdem kreisen sie in einer geschlossenen Bahn um sie herum. Sowie sie ihr aber zu nahe

kommen, hilft alles Sträuben nichts mehr — herunter müssen sie als Steine oder Staub."

"Aber man sieht doch zu allen Zeiten des Jahres Sternschnuppen fallen," meinte der Grenzaufseher Matthes. "Wo kommen denn die her?"

"Das sind Vagabunden an der Himmelsstraße!" sagte die Polizei.

"Und gehören arretiert!" setzte der Wanderer hinzu.

"Und das geschieht auch. Manche Millionen solcher herumziehenden Burtschen hat die Erde abgefangen. Sie sind sorglich verwahrt in Museen und Sammlungen."

"O ja," sagte des Schiffwirts Tochter. "Auf Kreta fiel'n 1168 vor Christus solche Steine vom Himmel, in Nigod Potami 476 vor Christus, in Rom 700 vor Christus, in Ensisheim im Elsaß 1492 nach Christus, 1511 in Cremona, 1866 in Ungarn, 1879 in Gnadensfrei in Schlesien..."

Sie kam nicht zum Fertigmachen. "Bravo, Fräulein Emma!" rief der Unterlehrer, "das ist noch ein Stück Sternschnuppenarbeit der Selekta von Konstanz!"

"Allerdings," sagte sie zum Lehrer. "Wissen Sie es auch noch von Ihrer Weersburger Selekta her?"

"Einen speziellen Steinregen? — Nein, Fräulein Emma, bei uns hat es meist her geregnet."

Unbekümmert um dies liebenswürdige Geplänkel fuhr der Wanderer fort: "Die Zahl der fremden Eindringlinge ist sehr groß, so zahlreich, wie die Fische im Wasser. In jeder hellen Nacht kann man besonders gegen Mitternacht viele beobachten. Machen doch stündlich fast $\frac{1}{2}$ Million und täglich 10 Millionen Sternschnuppen der Erde ihren Besuch. Und mit welcher Zuverlässigkeit sie gegen die Erde rennen, davon zeugt die Tatsache, daß sie in der Sekunde 5 Meilen Wegs zurücklegen, also in 1 Minute 2250 Kilometer. Das ist 10 mal schneller als das beste Geschöß auf Erden. Daß es der armen Sternschnuppe



Professor Dr. Röntgen, Erfinder der X-Strahlen.

da warm wird, ist selbstverständlich. Die Luft wird plötzlich so verdichtet, daß die Sternschnuppe nicht mehr durchkommt. Es geht ihr wie vor 25 Jahren den Bourbakianern vor Belfort."

"Hoch, Werder!" rief der Grenzaufseher und sprang vom Tisch auf. "Dabei muß man gewesen sein, beim 114er Regiment!"

"Bravo!" rief der Lehrer. "Alle Hochachtung vor Euch und den braven Kriegeren. Alle Ehre dem Andenken unseres verewigten Kaisers, des wackern Werder und der braven Badener und unseres Grenzaufsehers!"

"Bravo! Hoch!" Sie stießen alle mit dem Veteranen an.

"Ach, was!" rief die Schiffwirtin. "Belfort — von den Sternschnuppen sollt Ihr erzählen, Wanderer!"

"Richtig," sagte er. "Und wenn Ihr, liebe Wirtin, 20 bis 30 Stunden gegen den Mond hinaufsteigen wolltet, dann könntet Ihr sie dort in einem Sternschnuppensack auffangen und herunterbringen. Der Kirchenstimme verhandelt sie dann ans Konstanzer Rosgartenmuseum."

Er schüttelte den Kopf:

"Schlechtes Geschäft! Zu gewöhnlich! Ja, so ein Komet, Wanderer, ein Komet! Das haben sie noch nicht!"

"Im Gottes Willen, Kirchenstimme," sagte die Schiffwirtin, "redet mir nicht von diesen Unglücksverkündern und Höllengeistern!"

"Halt," rief der Schiffwirt, "denk' an den herrlichen Wein-Kometen von 1811!"

"Ach was, mit deiner Wein-Weisheit," schalt sie; "aus dem Höllenspfuhl kommen sie, Unatid, Pestilenz, Glend, Krieg, Hungerstnot, Mißjahr, Jammer. . ."

"Ach Gott," seufzte der lange Joseph, "als ob nicht genug Unglück jetzt schon auf der Welt wäre!"

"Schon zu des Naturforschers Plinius Zeiten," referierte Fräulein Emma, "erschien der Komet vom Jahre 48 als ein furchtbares Anzeichen von Krieg zwischen Pompejus und Cäsar; der Komet 975 war der Urheber aller Schrecken in Ägypten; im Jahre 1000 stürzte sich ein Komet als feuriger Drache auf die Häuser der Menschen; 1223 verkündigte der Komet den Tod des Königs Philipp;

1528 erschien ein greulicher Komet, der den Türkenkrieg anzeigte; 1811 war er ein Zeichen des großen nationalen Unglücks."

"Welch großen Kometenschatz besitzt die Fräulein Emma," bemerkte der dicke Peter.

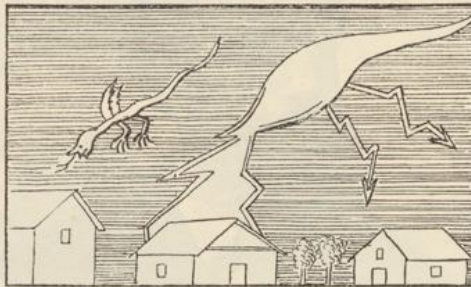
"Ha, ha, ha," lachte die alte Polizei; "hört Ihr's, Herr Unterlehrer?"

Und der Wanderer ergänzte: "1454 verkündete der Komet eine Schlägerei der Schuhmacher zu Lüneburg; 1668 zeigte er ein großes Sterben der Ragen in Westfalen an; 1835 und 1843 sauren Seewein."

Des Schiffwirts Tochter war hinausgegangen und brachte dem alten Polizei-Maier ein neues Schöpplein und fügte hinzu: "Da, alte Polizei, vertieft Euch in die Weinschätze und laßt die Kometenschätze in Ruhe!"

Währenddessen hatte der Wanderer ein Büchlein herausgezogen und zeigte die Abbildungen der Kometen aus den Jahren 1000 und 1528. Unter dem von 1680 stand ein Verslein, das der Hasenfranz vorlas:

Schau die Wunder-Fackelkerze!
Sündensicheres Menichenherze!
Ach bedenke, ach erkenne,
Daß sie an dem Himmel brenne,
Und um deiner Bosheit wegen
Dir zur Strafe eil' entgegen.



Komet-Erscheinung aus dem Jahre 1000.

"Pu, pu!" riefen alle, besonders die Schiffwirtin. "Wer da keine Angst bekommt, ist kein rechter Christenmensch."

Da nahm der Lehrer das Wort und sagte in ernstem Tone: "Es ist wahr, wir befreien uns schwer von den Gedanken der Angst und Furcht, die uns leider von Kindesbeinen an eingeimpft wurden. Aus dem Höllenspfuhl herausgepeitscht erschienen die Kometen gleich bösen Geistern zum Entsetzen aller Sünder, zur Umkehr mahnend alle Bösen. Aber sie sind trotzdem nicht besser geworden; denn die Furcht ist nicht die Erzieherin des Menschengeschlechtes. Der gütige Gott zeigt sich uns in der Natur so erhaben und voll Liebe und stiller Freundlichkeit, daß wir in den glänzenden Kometen keine Schrecken und Furcht erblicken sollten, sondern die Größe und Weisheit des Schöpfers, in dessen Hand die Bahnen der Gestirne in gesetzmäßigem Wandel freisen, ihm zur Ehre, uns zur Bewunderung hinreichend."

Eine tiefe Pause trat ein. Darnach fragte zö-

gernd der Gemeinderat: „Aber am Ende könnte doch so ein Kometenkopf einmal geradenwegs auf uns losfahren?“

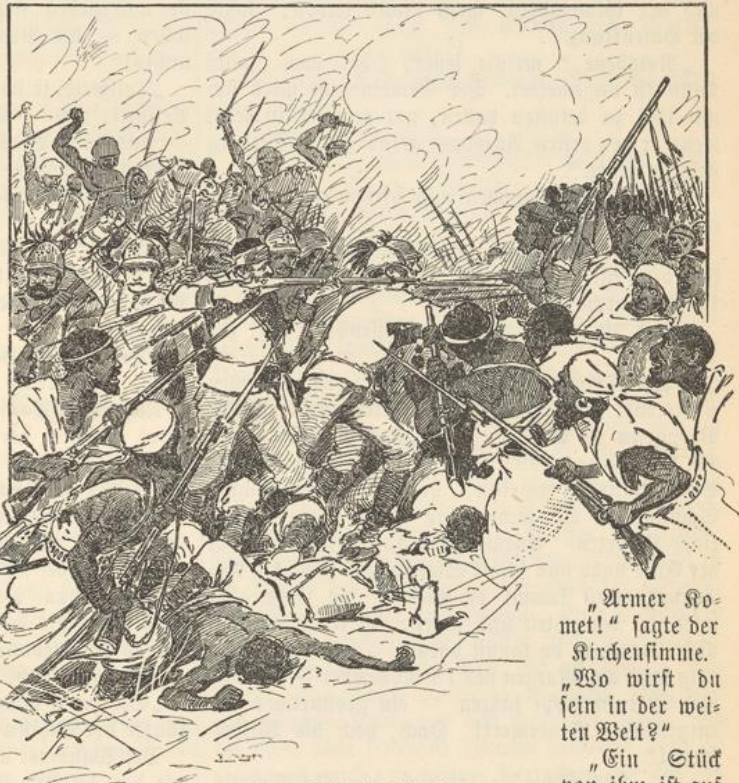
„Wetter-Glemen! Arme Seeberger! O weh!“ schallte es am Tische.

„Da ist's nötig, uns so einen Kometen einmal näher zu betrachten,“ meinte der Wanderer, „damit wir ihn auch entsprechend begrüßen könnten. — Weit aus des Himmels Ferne marschirt er langsam, nur wenige Meter in der Sekunde weit, bis er auf seiner Marschroute der Sonne näher kommt. Da geht eine absonderliche Veränderung mit ihm vor. Sein Kopf wird glühend; er beschleunigt seinen Weg; läßt eine Menge von Stoffen, die sich von seinem vorderen Teil loslösen, zurück: es sind die Soldaten, die bei dem glänzenden Parademarsch vor der Sonne nicht mitkommen können. In weit gedehntem feurigem Schweife kommen sie hinterher. Beim Kometen des Jahres 1843 und 58 war der Schweif 40 Millionen Meilen lang. Je näher er der Sonne entgegengeht, um so schneller wird seine Geschwindigkeit, und in rasender Eile fährt er an ihr vorüber. Jetzt ist er am glänzendsten. Bald aber nimmt er an Glanz und Schnelligkeit ab, sowie er die Sonne verläßt. Und wie er gekommen, aus des Himmels Ferne, so verschwindet er wieder im Dunkel der fernen Welt. Die vom Kometen abgelösten Teile aber kreisen nun im Bannkreis der Sonne in geschlossener Bahn wie die Planeten und kommen so als Sternschnuppen oder Meteore mit der Erde zusammen. Die Masse des Kopfes und noch mehr des Schweifes ist eine lockere feurige Masse aus Millionen kleiner oft in Staubsform aufgelöster Körperchen, so daß man durch ihn hindurch alle Sterne am Himmel sehen kann.“

„Es ist an ihm nichts fest, nichts dicht.
„Und kreist er bis in Ewigkeit, solide wird er nicht!“

recitierte der Unterlehrer aus Scheffels Kometenlied. „Und noch mehr,“ sagte der Wanderer. „Der große Astronom Sciaparelli hat herausgefunden, daß manche Kometenbahnen mit den Ringbahnen der Sternschnuppen ganz übereinstimmen. So hat er mit den August-Sternschnuppen den Kometen des Jahres 1862 zusammengebracht.“

„Ist nicht einmal einer der Kometen verloren gegangen?“ fragte der Lehrer.



Schlacht bei Adua.
Von dem italienisch-äbyssinischen Kriegsschauplatz.

„Armer Komet!“ sagte der Kirchenstimme.
„Wo wirst du sein in der weiten Welt?“

„Ein Stück von ihm ist auf unserer Erde,“ bemerkte der

Wanderer. Es ist dies der sogenannte Biela'sche Komet; er hatte eine Umlaufzeit von $6\frac{3}{4}$ Jahren. Er trennte sich vor den Augen der Astronomen in 2 Teile, und da er 1866 und 72 wieder kommen sollte, war er fort.“

„Es hat ihm nicht gefallen,“ meinte die Polizei. „Aber dafür hat er statt seiner am 27. Nov. 1872 einen großartigen Sternschnuppenfall gesendet; so ging die Erde thatsächlich durch den Schweif des Kometen.“

„Was sagt Ihr? Und was hat die Erde dazu gesagt?“ fragte die Schiffwirtin.

„Gefrent hat sie sich,“ sagte er, „über das herrliche Feuerwerk.“

„Um, hm, das sind Geschichten,“ meinte der Gemeinderat; „geht da die Erde durch einen Kometenschweif —“

„Und der Gemeinderat von Seeberg erfährt nichts davon,“ ergänzte der Schiffwirt.

„Es wird noch manches am Himmel passieren, und der Gemeinderat weiß nichts davon,“ sagte der Hasenfranz.

„Notabene,“ meinte jener, „der vom Jahre 1899 ist angemeldet. Der Gemeinderat wird sich mit ihm zu befassen haben, um gerüstet zu sein, wenn er den ersten Aurenner gerade gegen Seeberg nehmen sollte.“

Alle lachten zusammen und stießen auf den Kometen an.

„Seht ihr,“ sagte der Wanderer, „jetzt, da ihr den Weltuntergangskandidaten näher kennt, ist alle Furcht fort.“

„Das ist die Macht des Wissens,“ rief der Lehrer.

„Der Triumph der Bildung!“ rief der eben eintretende Dorfbarbier. „Weltuntergang falsche Propheten — Dummheit — alles ist nichts! Am 12. November 1799, 1833, 1866 hats glänzende Sternschnuppen gegeben, großartige, fulminante Schnuppen; die Erde ging durch den Schweif eines Kometen. Allemal nach 33 Jahren kommt er der Erde nahe und schickt Sternregen. Am 15. November 1899 kommt er wieder; die Erde aber wird ihn betrachten und sagen: ich kann dich jetzt nicht brauchen, du kannst vorbei — und gegen Seeberg wird am Morgen des 15. November Feuerkugel und Sternschnuppe fahren — ein großartiges unentgeltliches Feuerwerk! Hoch, hoch die Wissenschaft!“

„O, Ihr Schwäger!“ rief die Schiffwirtin. „Seid Ihr auch dann so sicher, wie heute? Nehmt nur Eure Nase recht inacht, sonst könnte sie Schaden nehmen. Wanderer, redet Ihr! Verhält sich so?“

Der Wanderer sagte: „Der Weltuntergangskomet ist der Komet des Jahres 1866. Bei Annäherung an einen Himmelskörper staut sich die Kometenmasse, und er wird im Luftwirbel, der die Erde um ihre Achse herumwirft, sachte bei Seite geschoben werden, aufgelöst in einen Sternregen. Allerdings, wenn der Kometenkern doch einmal bis zur Erdoberfläche läme —“

„Um Gottes Willen,“ meinte der Kirchensimme, „dann sagt mir's doch vorher. Ich habe noch in meiner Heimat, in Polen, ein kleines Gütchen, ich möcht's vorher verkaufen.“

„Und ich allen Wein vorher ausschänken,“ scherzte der Schiffwirt, damit ihn der Komet nicht bekommt.“

„Beruhigt euch!“ rief der Wanderer. „Die Erde geht noch nicht unter. Sie liegt sicher in der Hand des Allmächtigen. Wie viele Male schon hat sie untergehen sollen und wird noch untergehen sollen — die Propheten, die Brot essen, wissen nichts!“

„Teilweis, teilweis,“ meinte der Barbier. „Zum Beispiel: Ich — ich prophezeie ja auch das Wetter — und kann Brot essen; aber — man muß halt studiert sein, höhere Ideen haben, große Gedanken —“

„Und den Bart seifen können,“ lachte der Polizei-Maier.

„Was?“ rief er begeistert. „Kennt Ihr Heidelberg? die Universität? Die größten, bedeutendsten Männer, Studenten, Bedelle, Professoren hab' ich rasliert.“

„Hoch, hoch, der Doktor!“ riefen sie alle am Tisch. Das freute den Barbier.

Nach einer Pause sagte der Lehrer: „Es ist ein gutes Zeichen der Zeit, ein Zeichen des Fortschritts, daß man heutzutage auf solcherlei Untergangs-Prophezeiungen nicht viel mehr giebt.“

„Egal,“ meinte die Wirtin, „ich glaub's eben erst am 16. Nov. 1899.“

„Ihr werdet schlimmsten Falls durch Zeichen am Himmel schon vorher Botschaft erhalten, liebe Wirtin,“ sagte der Wanderer, „um mir noch Mitteilung nach Konstanz zukommen lassen zu können — und dann habt Ihr recht.“

„Sie hat's ganze Jahr vorher schon recht,“ ergänzte der Schiffwirt.

Der Wanderer aber erhob sich und sagte: „Weg mit der Furcht! Fort mit der Angst! Pflüde den Tag! Genieße, was dir der liebe Gott beschieden! Machtet euch frei von den Gedanken der ewigen Furcht. Wer einhergeht als guter Mensch mit reinem Gewissen unterm Brusttuch und mit Liebe zu Gott und seinen Mitmenschen, der kann's ruhig abwarten, das Geschick, das ihn ereilet.“

Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag, Ein letztes Glück und einen letzten Tag!“

„Das letzte Glück — der letzte Tag!“ wiederholte der alte Polizei-Maier. Und eine Thräne rollte ihm in den weißen Bart hinunter. V. Sch.

Der spanische Schatz.

Erzählung von Franz Wichmann.



„Nun solltest du dich aber wirklich nach einer Frau umsehen, Dietrich!“ meinte Frau Bärbel, als ihr hochgewachsener Sohn, der eben mit dem Knecht vom Felde heimkehrte, in die niedere Stube trat.

„Warum gerade jetzt, Mutter?“

„Wie man nur so fragen kann!“ ereiferte sich die mit einem leisen Husten kämpfende Bäuerin. „Weil ich alt werde und eine junge Kraft in eine gute Wirtschaft gehört.“

Dietrich lächelte verschmüht unter seinem dichten, blonden Schnurrbart: „Schon recht, Mütterle! Aber weißt, ich möcht' halt eine besondere, die ganz anders ist, — wie unsere Seebacherinnen.“

„Aber wie lange willst du denn noch warten?“ fragte Frau Bärbel kopfschüttelnd.

„Bis ich einmal reich bin, Mutter, — und nicht darauf zu schauen brauch', was eine mir zu bringt.“ — — —

„Da kannst lange warten und ewig ein Jungesell bleiben“, senfte die Alte.

„Haben wir nicht erst letzten Monat eine kleine Erbschaft gemacht!“

„Freilich! Aber bei den schlechten Zeiten ist die Landwirtschaft keine Goldgrube mehr. Man muß noch froh sein, wenn man gerade zu leben hat.“

„Wenn man aber einen Schatz fände?“

„Einen Schatz? — — du bist närrisch!“

„Nicht doch, Mutter, letzte Nacht hat mirs geträumt. Ich hab' ganz deutlich das Gold gesehen, das vor mir auf der Erde lag; ich brauchte mich nur zu bücken und es mit beiden Händen aufzuschöpfen.“

„Das träumt wohl mancher in seinem Leben und bleibt doch ein armer Narr“, meinte die Bäuerin und erhob sich, um an das Fenster zu treten.

Frau Bärbel wollte noch mehr sagen; aber ein Klopfen an der Thür unterbrach sie. Der Landbriefträger, eine seltene Erscheinung in dem einsamen Gehöfte, trat über die Schwelle. Auch Dietrich blickte den uniformierten Boten verwundert an. „Bringt Ihr uns etwas, Friedel?“

„Wohl, wohl! Aus dem Ausland.“ Er zog ein umfangreiches Schreiben aus der Tasche. „Der Brief kommt aus Spanien“, sagte er noch im Weggehen.

„Aus Spanien?“ rief Frau Bärbel. „Aber da kennen wir ja keinen Menschen!“

Dietrich zögerte eine Weile, das Schreiben zu

öffnen. „Spanisch können wir ja gar nicht lesen, Mutter.“

Sie nahm ihm den Brief aus der Hand und öffnete das Kouvert. „Aber das ist ja deutsch geschrieben. Wart', ich muß meine Brille holen.“

„Nicht nötig, Mütterle, ich les' dir's schon vor.“

Er überflog den Inhalt des Briefes und wurde abwechselnd blaß und rot. „Mutter, Mutter, mein Traum, es wird wahr. Wir werden reich, Mutter. Hör' nur, was da steht!“

Und mit vor Aufregung stockender Stimme begann er zu lesen:

„Geehrter Herr!

Eine Angelegenheit von höchster Wichtigkeit veranlaßt mich, Ihnen zu schreiben. In den Papieren meines verstorbenen Urahns, des Generals Martinez von Bergara, habe ich zufällig eine Notiz gefunden, die geeignet ist, Sie zum reichen Manne zu machen. Im Jahre 1704 befand sich der General mit einem spanischen Regimente unter dem Oberbefehl des französischen Marschalls Tallard in Deutschland. Nach der Schlacht von Donaunwrth machten die flüchtigen Truppen in Seebach Halt, und mein Urahn lag auf dem Moorhof, der, wie ich erfahren, jetzt in Ihrem Besitze ist, in Quartier. In der Nacht wurde das Dorf von den Reitern des Prinzen Eugen umzingelt, und es blieb nichts übrig, als am nächsten Morgen die Waffen zu strecken. Um aber den Feinden die reiche Kriegskasse nicht in die Hände fallen zu lassen, vergrub der General dieselbe im Garten des Hauses. Das Geheimnis war nur ihm bekannt, und später, nach eingetretene Friede, ereilte ihn der Tod, ehe er Schritte thun konnte, den Schatz wieder zu erlangen. Erst jene aufgefundene Notiz gab mir Kenntniß davon. Da die Kasse über 100 000 Franken enthalten muß, so wende ich mich mit vollem Vertrauen an Sie, in der Erwartung, daß Sie einem durch mißliche Verhältnisse verarmten Nachkommen eines alten Geschlechtes sich nicht undankbar erweisen werden. Ohne die Zuhilfenahme der genauen Mittheilungen und Aufzeichnungen des Verstorbenen würden Sie niemals imstande sein, den Schatz zu heben. Indessen bin ich bereit, Ihnen die Auffindung desselben zu ermöglichen, wenn Sie mir einen Antheil von 5000 Franken versprechen. Leider bin ich nicht im Stande selbst nach Deutschland zu kommen, da ich, gelähmt und leidend, in meinem Alter eine so weite Reise nicht mehr machen kann. Dagegen

wäre meine Tochter Luisa Christina, die ich in alles eingeweiht habe, gewillt, nach Seebach zu kommen und nach den Aufzeichnungen des Generals Ihnen den Ort zu zeigen. Nur möchte ich Sie bitten, da ich selber mittellos bin, zur Bestreitung der Reisekosten uns 500 Franken zu senden. In der Erwartung, daß Sie auf meinen uneigennütigen Vorschlag eingehen und bald von sich hören lassen werden, zeichne ich als Ihr achtungsvoll ergebener,
Matteo di Bergara Madrid.“

Dietrichs Stimme hatte sich beim Lesen der letzten Bedingung ein wenig gefenkt, aber ein Blick auf seine Mutter beruhigte ihn wieder und versetzte ihn in einen Taumel von Glück. Die alte Frau war plötzlich ganz verwandelt. Sie tanzte im Zimmer umher und rief einmal über das andere: „Dietrich, das ist ein Fingerzeig Gottes. Das hat so sein sollen, Gott hat unser Bestes gewollt.“

„So soll ich also dem Spanier schreiben und ihm das Geld schicken?“ fragte Dietrich, noch immer ganz außer sich.

„Natürlich! Wenn du wartest, meint er vielleicht, du willst nicht, und verrät das Geheimnis einem anderen.“

„Aber halt, da steht ja noch eine Nachschrift!“ sagte sie, das Papier umwendend, „das hast du noch nicht gelesen.“

Dietrich warf einen Blick darauf. „Wahrhaftig. Es wird doch nicht noch eine Bedingung sein. Aber nein,“ sagte er lesend, „der gute Mann meint es gewiß ehrlich: „Wenn Sie das Geld mir sofort senden können, so wird meine Tochter bereits Anfangs September abreisen und am 15. mit dem Abendzuge in Seebach eintreffen. Wenn der Schatz gehoben wurde, so wollen Sie ihr gütigst den von mir bedungenen Anteil ausbezahlen.“

Diese Nachschrift erhöhte noch den Jubel von Mutter und Sohn.

Als Dietrich andern Tages sein ganzes Vermögen nach der Bahnstation Laubhütte auf die Post trug, schwelgte er in den glücklichsten Zukunftsträumen. Besonders die Tochter des Herrn Matteo di Bergara spielte darin eine Rolle. Wie die wohl aussehen würde, — und ob sie alt oder jung war? Das Schlimmste würde sein, sich mit ihr zu verständigen. Aber vielleicht konnte sie Deutsch und hatte gar selbst den Brief geschrieben.

Die nächsten Wochen vergingen in ungeduldigem Harren. Von Madrid kam weiter keine Nachricht. Woche um Woche verging, endlich kam der ersehnte Tag. Frau Bärbel war ganz krank vor Aufregung. Die Freude war ihr in die Glieder gefahren, und

sie hatte seit einigen Tagen das Bett hüten müssen. Dennoch erhob sie sich heute, um alles zum Empfang der Spanierin herzurichten, der man die schönste Kammer im Hause einräumen wollte. Schon am Mittag hielt es Dietrich nicht mehr aus und wanderte nach dem eine Stunde entfernten Laubhütte, um dort den glückbringenden Zug zu erwarten. In der Freude seines Herzens that er im roten Döfen, der gerade dem Bahnhof gegenüber lag, des Guten ein wenig zu viel, so daß es ihm, als die Zeit der Ankunft des Zuges herannahte, wie ein leichter Nebel vor den Augen lag. Mit etwas schwankenden Schritten betrat er den Bahnsteig. Da rasselte und donnerte es schon in der Ferne heran. Dietrich riß die Augen weit auf, als wollte er die heranrollende dunkle Wagenreihe bis ins Innerste durchspähen. Jetzt hielt der Zug. Ein paar Bauern stiegen aus, sonst zeigte sich niemand. Ein Todeserschrecken befiel den armen Dietrich. Er rannte die Wagen entlang, nach jedem Fenster emporblickend. Da — in dem letzten zeigte sich das fremdländische, leicht gebräunte Gesicht eines zierlichen jungen Mädchens. Das mußte sie sein, so sah keine Deutsche aus! Gewiß hatte sie den Ausruf des Kondukteurs, den Namen der Station nicht verstanden, denn sie schien in der That suchend herauszublicken. Schon gab die Glocke am Bahnhof das Zeichen zur Weiterfahrt. Da ermannte sich Dietrich und begann der Schönen verzweifelt zu winken. Sie blickte ihn betroffen an, dann schien ein Blitz des Verständnisses in ihren dunklen Augen aufzuleuchten, und plötzlich stand sie auf, nahm ihren leichten Reisekoffer zur Hand und sprang im letzten Augenblick aus dem Wagen, als eben der Zug sich in Bewegung setzte. Der erhaltene Stoß schleuderte sie Dietrich beinahe in die Arme, so daß sie mit einem leichten Aufschrei zurückfuhr.

„Mio padre! — Mio padre!“ Sie spähte ängstlich umher, und ihre schwarzen Augen hasteten fragend auf dem jungen Bawer. Sie war es also wirklich; die Worte, die ihm so spanisch klangen, bestätigten ihm die Richtigkeit seiner Vermutung. Aber nun stand er mit nicht geringer Verlegenheit vor ihr. Noch bringender wiederholte sie ihre Worte. Da glaubte er, sie frage nach dem Wege und wies mit der Hand in der Richtung nach Seebach. Sie schien zu begreifen und nickte mit dem Kopfe, während sie ihm den Koffer, den er ihr dienstwillig abnahm, überließ.

„Ich bin es selber, — ich, — der Dietrich Loh, — und bin gekommen, — Sie abzuholen.“
Sie verstand ihn nicht, folgte ihm aber willig.

Das war doch eine dumme Geschichte, wenn sie kein Wort Deutsch verstand! Aber was brauchte es das schließlich, — wenn sie den Garten sah und den Schatz fand, war es ja genug.

„Signore, non può, non può —“ tönte plötzlich die silberhelle, melodische Stimme des Mädchens. Er wandte sich um, und da er sah, daß sie zurückblieb, begriff er, daß sie nicht so schnell zu folgen vermöchte. So ließ er sie vorangehen und vertiefte sich in den Anblick ihrer kleinen zierlichen Füße, die in eifertiger Hast auf dem Wege dahintrippelten. Sie war wirklich eine reizende Erscheinung, leicht und schlank wie eine Feder, so ganz anders wie alle die Mädchen seiner Heimat. Das Blut schoß ihm ins Gesicht bei dem Gedanken. Ja solch ein liebliches Wesen hätte er zur Frau haben mögen. Aber freilich, dazu mußte man spanisch können! Wenn er doch auch eine hohe Schule besucht hätte, — dann könnte alles anders sein. Endlich, als es schon völlig dunkel geworden war, erreichte man Seebach und den Moorhof.

Die schöne Fremde zögerte, über die Schwelle des niederen, unbekanntem Hauses zu treten. Wieder that sie eine Frage, die Dietrich nicht verstand; doch da er mit dem Kopfe nickte, hielt sie es für eine Bejahung und trat ein. Frau Bärbel empfing sie mit herzwinnender Freundlichkeit, nötigte sie gleich an den Tisch und ließ sie gar nicht zu Worte kommen. Die Fremde begriff offenbar von dem allem nichts, immer wieder blickte sie fragend von einem zum andern und unruhig suchend im Raume umher. Mutter und Sohn wurde es klar, daß es heute mit der Schatzgräberei nichts mehr sei. Um das seiner Spanierin begreiflich zu machen, holte Dietrich den Wandkalender und wies mit dem Finger auf den nächsten Tag. Das schien sie zu verstehen, denn sie nickte ganz erfreut. Dann aber, da niemand sie verstand, ward sie auch still, und schließlich fielen ihr von der Ermüdung der langen Reise die Augen zu, so daß sie durch eine Geberde andeutete, daß sie schlafen gehen möchte.

Frau Bärbel führte sie geschäftig auf die Kammer, als aber Dietrich ihren Koffer tragen wollte, wehrte sie ab, und er dachte: aha — darin sind die geheimnisvollen Aufzeichnungen. Er und seine Mutter verspürten lange keine Lust, sich zur Ruhe zu legen. Sie saßen und plauderten über die seltsame Fremde, sowie über das große Ereignis des nächsten Tages.

Dieser war schon weit vorgeschritten, als Frau Bärbel sich endlich entschloß, energisch an der Thür ihres Besuches zu klopfen, denn die junge Dame schlief bedenklich lange. Jetzt aber antwortete ihre helle Stimme mit unverständlichen Worten, daß es Dietrich, der unweit der Thüre stand, ganz heiß durchschauerte. Und zu Frau Bärbels Freude erschien die Fremde schon nach kaum einer Viertelstunde, heiter, flink und munter und mit einem, wie es schien, erwartungsvollen und freudigen Gesicht.

Als Frau Bärbel ihre Kammer betrat, wunderte sie sich inbesseren nicht wenig, daß die Fremde bereits ihren Koffer wieder eingepackt und zugeschlossen hatte, als ob sie sogleich wieder abreisen wollte.

Vielleicht hatte sie die geheimnisvollen Aufzeichnungen herausgenommen und zu sich gesteckt. Das nahm auch Dietrich an, der nach eingenommenem Frühstück den Knecht aufs Feld schickte und der Spanierin zu verstehen

gab, daß sie ihm in den Garten folgen solle. Etwas verwundert schritt sie hinter ihm drein.

„Mio padre è nel giardino?“ fragte sie.

Dietrich wies auf den Boden des Gartens, um ihr zu bedeuten, daß sie ihre Nachforschungen beginnen könne. Sie warf einen etwas erstaunten Blick auf den verwilderten Zustand des Gartens und rasch entschlossen kniete sie nieder und begann mit ihren flinken Händen das Unkraut auszureißen. Dietrich sah ihr erwartungsvoll zu. Also dort lag der Schatz, ganz nahe am Wege — und er hatte nie eine Ahnung davon gehabt! Geschäftig holte er Hacke und Spaten herbei, um den Boden aufzugraben. Aber sie begriff ihn offenbar nicht und begann an einer anderen Stelle die Arbeit fortzusetzen.



Präsident Krüger.

Plötzlich stieß sie einen lauten Freudenschrei aus, sprang auf, und ehe sich Dietrich von seinem Erstaunen erholen konnte, war sie durch die Gartenpforte auf einen draußen auf der Landstraße vorübergehenden Mann zugeeilt.

„Mio padre, mio padre! — Sei tu finalmente venuto!“

Als der überraschte Bauer hinzutrat, hatte sie die Arme um den Hals des Fremden geschlungen und küßte ihn. Es schien einer der italienischen Arbeiter zu sein, die bei Feldegg, 2 Stunden von Seebach, an der Stromregulierung arbeiteten. „Wie kommt meine Tochter hierher?“ fragte er in ziemlich geläufigem Deutsch.

Dietrich riß Mund und Augen auf. „Ihre Tochter, Herr? — So sind Sie Herr Matteo di Bergara? — Und ich glaubte, Sie seien krank und daheim in Spanien!“

„In Spanien. — Sie scheinen sich zu irren, ich heiße Antonio Morosi, und das hier ist meine Tochter Bianca, die ich schon gestern Abend erwartete.“

Dietrich stand wie vom Donner gerührt. — „Herr, erklären Sie mir“ — —

„Es ist mir selbst unerklärlich“ entgegnete dieser, „aber Bianca wird darüber die beste Auskunft geben können.“

Er wandte sich an das Mädchen, und die beiden sprachen schnell und eifrig miteinander italienisch. Der arme Dietrich wußte nicht, was er denken sollte. Jetzt wandte sich der Italiener wieder an ihn, „Wie ich von meiner Tochter höre, liegt hier ein seltsames Mißverständnis vor. Ich bin vor einigen Monaten hierher gekommen, um Arbeit zu suchen und hatte mit meiner Tochter verabredet, daß sie, sobald ich eine Stelle gefunden, von Italien nachkommen sollte, um mir das Hauswesen zu führen. Offenbar hat sie den Namen der Station mißverstanden und ist irrtümlich in Laubhütte ausgestiegen.“

Die schöne Bianca unterbrach ihn und sprach von neuem auf ihn ein.

„Ah, nun begreife ich,“ sagte ihr Vater wieder zu Dietrich, — „ich hatte allerdings geschrieben, daß ich möglicher Weise nicht zum Zuge abkommen könne und alsdann einen meiner Arbeiter senden werde um sie abzuholen und nach meiner Wohnung zu führen. Sie hat Sie für diesen Arbeiter gehalten und ist Ihnen hierher gefolgt. Ich danke Ihnen bestens für die freundliche Aufnahme.“

Dietrich brach in ein krampfhaftes Lachen aus, die Geschichte war zu ärgerlich und zu komisch zugleich. Seine Spanterin also war eine Italienerin, die von

dem Schätze gar keine Ahnung hatte. Wo aber war die rechte Luisa Christina? Sollte sie gar nicht gekommen sein? Aber der Gedanke, sich nun wieder von der schönen Fremden trennen zu müssen, bereitete ihm einen wehen Schmerz. Um Zeit zu gewinnen, bat er den Italiener, in seinem Hause einzutreten und eine Erfrischung anzunehmen. Der Aufseher nahm das Anerbieten dankbar an, und Frau Bärbel war nicht wenig erstaunt, als sie den wahren Sachverhalt vernahm.

Trotz des Ärgers über das Mißverständnis gefiel ihr die Fremde immer noch sehr gut, und da der Italiener jetzt den Dolmetscher seines Kindes machte, mußte sie herzlich lachen über die Angst, die das Mädchen bei den fremden Leuten ausgestanden. Nur die Hoffnung, jeden Augenblick ihren Vater eintreten zu sehen, hatte Bianca festgehalten, und als Dietrich sie in den Garten geführt, hatte sie geglaubt, er trage ihr auf, das Unkraut auszureißen und hatte nicht gewagt, sich diesem Wunsche zu widersetzen.

Als eine Stunde später Herr Morosi mit seiner Tochter aufbrach, nahm man lachend herzlichen Abschied, und Dietrich versprach, den Italiener alsbald in Feldegg aufzusuchen. Schon am nächsten Tage erfüllte er sein Versprechen, und in den folgenden Wochen wurden seine Besuche häufiger und häufiger. Da der Aufseher über Tag stets auswärts beschäftigt war, so traf Dietrich die schöne Bianca meistens allein. Mit überraschender Geschwindigkeit lernte Bianca deutsch sprechen. Ihre Nähe bereitete Dietrich ein süßes Glück, und bald fühlte er, daß sie ihm nicht weniger zugethan war, als er ihr selbst. Gleich am Tage nach der Aufklärung seines Irrtums hatte er nach Madrid geschrieben, aber bisher war weder eine Antwort gekommen, noch hatte Luisa Christina sich auf dem Moorhof sehen lassen. Auch seine weiteren Schreiben blieben ohne Erwiderung.

Dietrich, der seine Unruhe nicht mehr bemeistern konnte, erzählte eines Tages, als er Bianca wieder allein getroffen, ihr die ganze Geschichte mit dem spanischen Schätze. Da ward das Mädchen plötzlich ganz blaß, stand auf, nahm vom Tische die Zeitung, die ihr Vater las, und reichte sie ihm mit betrübter, angstvoller Miene. „Da hab' ich gestern etwas gelesen, Signore,“ sagte sie, „aber ich fürchte, es wird Ihnen wehe thun.“

Bestürzt überflog Dietrich die Stelle, die sie ihm zeigte. „Spanische Betrüger“ las er. „In letzter Zeit ist es häufig vorgekommen, daß unwissende Landleute in hiesiger Gegend durch Briefe, die sie von einem gewissen Matteo di Bergara aus Madrid

erhielten, durch die Aussicht auf einen in ihrem Garten verborgenen Schatz verführt wurden, demselben bedeutende Geldsummen zu senden. Die Tochter des Schwindlers, die den Dummen behilflich sein sollte, den Schatz zu heben, wurde stets vergeblich erwartet, — und — —

Dietrich konnte nicht mehr weiter lesen, mit einem Schrei des Schreckens entfiel das Blatt seinen Händen. Er war das Opfer eines raffinierten Betrügers geworden.

Aber ein Blick in Biancas dunkle Augen erfüllte ihn plötzlich mit heißer Freude. Sie stand neben ihm, sah ihn mit betäubter Miene an und streichelte seine Wange. „Armer, armer Bursche —“

„Nein, nein,“ schrie er auf, „ich bin nicht arm, Bianca! Sage, ist es wahr, was ich in deinen Augen lese, ist es wahr, daß du mich liebst, wie ich? —“

„Es ist wahr,“ hauchte sie, und eine Welle roten Blutes überglühte ihr gebräuntes Gesicht.

„O, dann“ jubelte er auf, den Arm um ihren Nacken schlingend, „dann habe ich den größten Schatz der Erde gehoben.“

„Nur ist's ein italienischer und kein spanischer Schatz“ lächelte Bianca und gab ihm den ersten Kuß.

Morosi hatte nichts gegen die Verbindung mit seiner Tochter einzuwenden, und auch Frau Bärbel fand sich darein. Sie hatten es nicht zu bereuen. Mit Bianca zog das Glück auf dem Moorhose ein. Und als Frau Bärbel nach Jahren die Augen schloß, starb sie mit dem freudigen Bewußtsein, daß ihr Sohn den größten Schatz der Welt, ein gutes und treues Herz gefunden hatte.

Weltbegebenheiten

im Zeitraume vom 1. Juli 1895 bis 1. Juli 1896.

Die erste Umschau führt den Wanderer durchs **Deutsche Vaterland**. Ein Vierteljahrhundert ist in diesem Jahre verstrichen, seit unser Vaterland in gewaltigen Kampf mit seinem Erbfeind gerungen hat und seine Söhne im Sturm- und Siegesschritt sich Ruhm und Ehre erkämpft haben. Da freut sich jedes echten Deutschen Herz, wenn ihm die Erinnerung an jene ernste Zeit lebhafter ins Gedächtnis tritt; er erinnert sich dankbar an Gottes gnädige Fügung, an den ehrwürdigen, alten Kaiser, seine Paladine und die braven Soldaten.

Vor allem muß der Wanderer wieder gedenken des Altreichskanzlers Bismarck; er weilt ja noch unter uns und gemahnt uns an eine vergangene, große Zeit. Die besten Wünsche sendet er ihm zu seinem 82. Geburtstag nachträglich.

Nicht unerwähnt will der Wanderer lassen, daß der Würzburger Professor Röntgen eine hochbedeutende Erfindung gemacht hat, wonach man mit elektrischen Strahlen photographieren kann. Er will das nächste Jahr seiner Gesellschaft beim Schiffwirt in Seeberg die Sache klar auseinandersetzen.

Unser **badisches Heimatland** hat die Erinnerungstage an die große Kriegszeit vor 25 Jahren allenthalben festlich begangen. Dabei hat unser Großherzog bei verschiedenen Veranlassungen warm und innig wie wir's von ihm gewohnt sind, in trefflicher Rede die Pflege der Vaterlandsliebe betont. Straßburg, Nuits und Belfort stehen dem Wanderer noch frisch im Gedächtnis. Hurra! ruft er den noch lebenden Heerführern, voran dem allverehrten Prinzen Wilhelm, entgegen und seinen wackeren Soldaten. Viele sind seitdem dahingegangen, und erst dieses Jahr ist wieder einer aus dem immer mehr zusammenschwindenden Kreise der Veteranen unter den Heerführern heimgerufen worden zur großen Armee, General von

Glümer, der im Feldzug die badische Division befehligte. Ruhe sanft, du Held einer gewaltigen Zeit!

Leider hat der Wanderer auch von großem Unglück zu berichten, das unserm Vaterland in diesem Frühjahr durch Hochwasser verursacht wurde. Zu reißenden Strömen wurden unsere Schwarzwaldbäche; sie überfluteten fruchtbares Gelände, rissen Brücken hinweg und begruben im tosenden Wasser auch wackere Menschen. Millionen von Mark hat das Wasser Schaden angerichtet. Der Wanderer hat sich gefreut, wie opferwillig alle Stände der Bevölkerung beistanden zur Vinderung der Not.

Italien hat schwere Zeiten durchgemacht. In seiner Provinz am Roten Meer war Krieg, der zu Ungunsten der Italiener ausfiel. Der König Menelik von Abessinien besiegte bei Adua den italienischen General Baratieri, welcher 10 000 Mann verlor. Das ist ein Beweis wie tapfer sich die Italiener schlugen. Diese Affäre kostete dem Minister Crispi seinen Ministerposten. An seine Stelle kam Rudini. Die Italiener werden gut thun, wenn sie sich auf ihren derzeitigen Besitz beschränken; denn Land und Leute dort sind zweifelhafter Natur.

In **Frankreich** sind Minister gestürzt worden und andere auf die Bildfläche gekommen. Einen Länderzuwachs haben die Franzosen erhalten, indem sie die Insel Madagastar als französische Kolonie erklärten. Vorläufig haben sie davon noch nicht viel, denn so eine Kolonisation kostet ein Heidengelt.

In **Rußland** ist der Zar erst von Gottes Gnaden Kaiser, nachdem er sich die Krone selbst auf's Haupt gesetzt. Bei einer solchen Kaiserkrönung geht es furchtbar großartig zu. Was las man da in den Zeitungen von Pracht und Glanz! Ein grauenhaftes Nachspiel hatten diese Festlichkeiten, indem bei der Volksbewirtung auf einem großen



Reichstagspräsident von Simson.

Selbe bei Moskau 3000 Menschen zu Tode gedrückt und zerstampft wurden durch die auf die Verteilung von Lebensmitteln gierigen Volkshäufen. Die Festlichkeiten aber litten dadurch keinen weiteren Abbruch! Das ist eben russisch!

Den **Engländern** ist's nicht gut gegangen. Ausland spielt sich in Ostasien immer mehr als Herr auf. Mit Nordamerika hat es Streitigkeiten wegen Venezuela bekommen; es wollte nach alter Gewohnheit die Grenze regulieren, aber die Amerikaner sind früher aufgestanden als seinerzeit der Kaiser von Birma. In Südafrika haben die Buren mit dem Schwert in der Hand die Engländer, die in ihr Land einfielen, hinausgeworfen. Und als der deutsche Kaiser dem alten Präsidenten des Burenlandes, Krüger, ein Zustimmungstelegramm schickte rätionierten die Engländer über ihn und die Deutschen.

Spanien steht nahe daran, die Perle der Antillen, die Insel Cuba, zu verlieren; denn unglückliche Kämpfe mit den Eingeborenen, denen die Amerikaner zur Seite stehen, zwingen die spanischen Truppen immer mehr zum Rückzug. Wenn eben einmal etwas verrostet ist, meint der Wanderer, frißt's immer weiter um sich, und da werden alle spanischen Generale nichts mehr blank pugen können. Die wirtschaftliche Lage der Insel ist verzweifelt schlecht.

Hinten in der **Türkei** sieht's wieder düster aus. Kämpfe der Mohammedaner mit den Christen in Armenien, auf Kreta und an andern Orten haben Protest auf Protest der Mächte und bazwischen Ministerwechsel veranlaßt. Und dabei ist's meist auch geblieben. Der Fürst von Bulgarien ist jetzt durch allseitige Anerkennung der Mächte wirklich ein Fürst geworden. Er hat seine tiefe Ergebenheit dem Zaren ausgedrückt, seinen kleinen Sohn Boris umtaufen lassen zum russischen Glauben und feierlichst Abschied genommen vom Abendland.

In seiner Hauptstadt Teheran ist der Schah von Persien ermordet worden. Er war durch seine Reisen an die europäischen Höfe auch bei uns bekannt geworden, insonderheit durch den großen Sonnenorden.

Jahrmärkte-Berichtigungen.

Im chronologischen Markt-Verzeichnis (siehe nach dem Kalendarium) sind nachverzeichnete, während dem Druck des Kalenders eingelaufene Änderungen zu berichtigen: Eitenheim: Der auf 2. Oktober angelegte Faren- und Zuchtviehmarkt wird am 4. September abgehalten. Hardheim: Im März findet am 22. ein weiterer Viehmarkt statt, dagegen fällt der auf 26. April angelegte Viehmarkt aus. Markdorf. Die auf 20. September und 15. November angelegten Krämermärkte werden am 27. September bezw. 22. November abgehalten.

Von **Unglücksfällen** hat der Wanderer zu verzeichnen: Am Gennipaf ist ein Gletscherabsturz erfolgt und hat große Strecken weidereicher Plätze zerstört und dabei Menschen und Tiere getötet. Eine furchtbare Dynamitexplosion hat in Johannesburg im Burenlande viele Menschenleben gekostet und über 100 Gebäude zerstört. Große Brände sind von Oserobe am Harz und Rothhausen bei Königshofen zu verzeichnen. Der Untergang des italienischen Dampfers Maria bei Spezia hat 48 Menschen das Leben gekostet. Der englische Dampfer Drummond versank bei Brest mit 250 Menschen. In Persien haben durch gewaltige Erdbeben mehr als tausend Menschen ihr Leben verloren. Die unheimliche Cholera ist in Alexandria und Kairo (Ägypten) eingezogen.

Gestorben sind im abgelaufenen Jahr: Prinz Alexander von Preußen; die Großherzogin Elisabeth von Oldenburg; die Prinzessin Friedrich von Anhalt; Erzherzog Karl Ludwig von Österreich; General v. Meerfeldt; die Kardinal Melchers und Galimberti in Rom; Dr. Reinke, Bischof der Alt Katholiken Deutschlands; der ehemalige Marineminister von Stosch; der frühere französische Kammerpräsident Floquet; der französische Staatsmann Julius Simon; Professor Heinrich von Treitschke; Rechtsgelehrter Rudolf von Gneist; der bekannte Bakteriologe Pasteur in Paris; Professor von Bardeleben, ein bekannter Chirurg; Oberreichsanwalt Lessendorf; die Forschungsreisenden Otto Ehlers und Gerhard Rohlf's; die Dichter Jul. Sturm und Otto Noquette; die Schriftsteller

Adolf Streckfuß und Alex. Dumas; die Klavierspielerin Clara Schuhmann; der langjährige Präsident der bad. Kammer August Lamey; der Führer der Nationalliberalen im bad. Landtag, Präsident Kiefer; Professor Behagel, der eifrige Förderer der Schwarzwalddvereine; der Centrumsführer August Reichensperger; der schweizerische Bundesrat Schenk; der bekannte Verlagsbuchhändler Phil. Neclam in Leipzig.

Müllheim: Der auf 17. Mai angelegte Weinmarkt wird am 15. Februar abgehalten.

Säckingen: Die in Verbindung mit den Krämermärkten angegebenen Viehmärkte finden nicht statt.

Überlingen: Sämtliche Märkte, bei welchen eine zweitägige Dauer angegeben ist, sind nur von eintägiger Dauer.

Der auf 15. und 16. Dezember angelegte Krämer-, Hans- und Flachsmarkt mit Vieh- und Schweinemarkt am 1. Tage wird auf den 7. Dezember verlegt.

Wertheim: Die Schafmärkte am 10. Juni, 1. Juli, 5. August, 16. September, 7. Oktober und 4. November werden nicht abgehalten.



Menelik, Negus von Abessinien.